31761 07376736 0

Märchen für Erwachsene

PT
1338
M34
1918

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Professor Heichelheim

herei der Münchner
„Jugend"

6.
Band

Märchen für Erwachsene

* *
*

JOST

th's Verlag · München

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mrchenfrerwa00mn

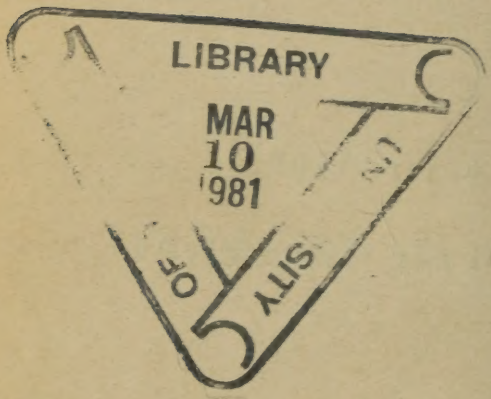
Bücherei der Münchner „Jugend"

Sechster Band:

Märchen für Erwachsene

G. Hirths Verlag München 1918

By.



PT
1338
M34
1918

Druck von Knorr & Hirth, München.

Inhaltsverzeichnis

Der Siebenschläfer / Von August Strindberg 5

Die Weltseele / Von Frances Külpe 15

Petrus und die Glaskugel / Von Karl Ettlinger 21

Das Kräutlein wider den Tod / Von Rudolf Greinz 29

Das verbotene Buch / Von Eustachius Schrupp 35

Die Windmühle des Toryphan / Von Engelbert Schwarz ... 49

Das Kleid des fremden Gauklers / Von Paul Zifferer 57

Das freche Radium / Von F. Greipel 61

Die Hühnereier / Von Georg Ruseler 69

Die Geschichte vom Herrn Schwanda mit dem Dudelsack / ...
Von Hans Nagel 75

Der Schlafhändler / Von Oscar A. H. Schmitz 85

Geschichte aus dem goldenen Spiegel / Von Jakob Wassermann 95

Der Siebenschläfer

Ein Märchen von August Strindberg
(Übersetzt von Emil Schering)

Kapellmeister Kreuzberg war ein Mann, der morgens zu schlafen liebte, sowohl weil er abends im Orchester spielte, wie weil er mehr als ein Glas Bier trank, ehe er heimging und sich niederlegte. Er hatte wohl versucht, früher aufzustehen, aber fand keinen Sinn darin. Suchte er morgens einen Bekannten auf, so schlief der; wollte er Geld auf die Bank bringen, so war die geschlossen; wollte er sich Noten in der Musikhandlung leihen, so war die nicht offen, und mußte er mit der Straßenbahn fahren, so hatte die noch nicht zu verkehren angefangen; eine Droschke konnte er so früh nicht bekommen, nicht einmal seinen Rapé-Schnupftaback, nichts konnte er so früh ausrichten. Darum war er schließlich dabei geblieben, morgens lange zu schlafen, und er konnte es ja machen, wie er wollte.

Nun liebte er sowohl Sonne wie Blumen und Kinder; aber er durfte nicht auf der Sonnenseite wohnen, seiner feinen Instrumente wegen, denn die behielten in sonnigen Zimmern nicht die Stimmung. Also mietete er zum ersten April eine Wohnung, die nach Norden lag. Das machte er genau aus, denn er trug einen Kompaß an der Uhrkette, und er wußte, wo abends der große Wagen stand.

Ja; und dann wurde es Frühling, und es wurde so warm, daß es ein wirklicher Segen war, nach Norden zu wohnen. Das Schlafzimmer lag neben dem Saal, und wo er schlief, hielt er es immer durch Persiennen

kohlschwarz, aber im Saal waren keine Persiennen, denn da waren sie nicht nötig.

So wurde es Vorsommer und grün. Der Kapellmeister hatte im Restaurant „Haselhöhe" gegessen und getrunken, und schlief darum lange und gut, besonders da das Theater just den Tag geschlossen hatte.

Indessen, er schlief wohl gut, aber es wurde so warm im Zimmer, daß er ein paar Mal erwachte oder sich wach glaubte. Einmal dachte er, die Tapete brenne, aber das konnte der Burgunder sein, den er getrunken hatte; einmal fühlte er etwas Heißes im Gesicht, aber das war sicher der Burgunder; und darum drehte er sich um und schlief wieder ein.

Dann stand er gegen halb zehn auf, kleidete sich an und ging in den Saal hinaus, um sich mit einem Glase Milch zu erfrischen, das immer morgens bereit stand.

Aber es war heute nicht kühl im Saale; es war beinahe warm, zu warm. Und die kalte Milch war nicht kalt; sie war lauwarm, unangenehm lauwarm.

Der Kapellmeister war kein zorniger Mann, aber er liebte in allem Ordnung. Darum klingelte er nach der alten Luise, und da er seine Ausstellungen die ersten fünfzig Male gefügig machte — so sprach er Luise in einem freundlichen, aber etwas bestimmten Tone an, als sie den Kopf in die Tür steckte.

„Luise," sagte er, „Du hast mir lauwarme Milch gegeben."

„Nein, Patron," antwortete Luise, „sie war kalt, aber sie hat gestanden und ist warm geworden."

„Dann hast Du geheizt! Denn es ist warm im Zimmer."
Nein, Luise hatte nicht geheizt, und Luise zog sich gekränkt in ihre Ecke zurück.
Es mochte mit der Milch hingehen, als aber der Kapellmeister sich im Saale umguckte, wurde er traurig. Er hatte sich nämlich in einer Ecke am Piano einen Hausaltar gebaut, der aus einem kleinen Tisch bestand mit zwei silbernen Leuchtern, dem großen, photographischen Porträt eines jungen Weibes, und einem hohen Champagnerglas mit Goldrand davor. In diesem Glase, seinem Hochzeitsglase — er war jetzt Witwer — pflegte er täglich eine rote Rose stehen zu haben, zur Erinnerung und zum Opfer für die, die einmal die Sonne seines Lebens war. Winter und Sommer stand eine Rose da, und im Winter reichte sie acht Tage, wenn er nämlich das Stilende abschnitt und etwas Salz ins Wasser tat. Nun hatte er gestern Abend eine ganz frische Rose ins Wasser gelegt, und heute war sie verwelkt, zusammengeschrumpft, tot, neigte den Kopf gegen die Brust. Das war ein böses Zeichen. Er wußte wohl, was für ein empfindliches Geschlecht die Blumen waren, und er hatte bemerkt, bei welchen Menschen sie gediehen und bei welchen nicht. Er hatte im Gedächtnis, wie zuweilen, als seine Gattin noch lebte, ihre Rose, die sie immer auf ihrem kleinen Nähtisch haben mußte, nicht gedeihen wollte, sondern ganz unvermutet welkte. Und er hatte wahrgenommen, daß dieses just dann geschah, wenn es seiner Sonne beliebte, hinter eine Wolke zu gehen, die sich unter einem dumpfen Rollen in Tropfen auflöste. Die Rosen woll-

ten Frieden und liebevolle Worte haben, und duldeten keinen harten Tonfall. Musik liebten sie, und er spielte zuweilen den Rosen vor, so daß sie sich öffneten und lächelten.

Nun hatte Luise einen harten Sinn, und pflegte vor sich hin zu zanken, wenn sie aufräumte. Und sie hatte Tage der Wut draußen in der Küche, so daß die Sonne und alles Essen einen Beigeschmack von Unlust bekam, den der Kapellmeister sofort unterscheiden konnte; denn er war selbst ein feines Instrument, das in seiner Seele fühlte, was andere Menschen nicht fühlen.

Er vermutete sofort, daß Luise die Rose getötet habe; vielleicht hatte sie das arme Ding ausgezankt, oder das Glas angestoßen, oder die Blume böse angeatmet, die so etwas nicht vertrug. Darum klingelte er wieder, und als Luise den Kopf hereinsteckte, sagte er, nicht unfreundlich, aber etwas bestimmter als das vorige Mal:

„Was hast Du mit meiner Rose gemacht, Luise?"

„Nichts! guter Patron."

„Nichts? Glaubst Du, die Blume stirbt von selbst! Du siehst ja, es fehlt Wasser im Glase! Das hast Du ausgegossen."

Da Luise unschuldig war, ging sie in die Küche hinaus und weinte, denn es ist ja unangenehm, ungerechter Weise angeklagt zu werden.

Kapellmeister Kreuzberg, der andere nicht weinen sehen konnte, ließ fünf gerade sein, und kaufte abends eine neue Rose, eine recht frische, eine ohne Stahldrähte natürlich, denn das hatte seine Frau nie leiden können.

Und dann ging er und legte sich auf's Ohr und schlief;

glaubte freilich, die Tapete brenne, und das Kissen sei heiß, aber schlief wieder ein.

Als er am folgenden Morgen in den Saal hinaustrat, um vorm Hausaltar seine Andacht zu halten — da, o weh! lag die Rose entblättert neben dem Stiel. Er wollte nach der Klingel greifen, aber hielt an, als er das Bild von der, die seine Seele geliebt hatte, am Fuße des Blumenglases halb zusammengerollt und herabgefallen liegen sah.

Das hatte Luise nicht getan! — In seinem kindlichen Gemüt dachte er: Sie, die mein alles war, mein Gewissen und meine Muse, sie mißbilligt mich, sie ist auf mich böse; was habe ich getan?

Ja, wenn er sein Gewissen fragte, so gab es ja da, wie es immer gibt, kleine Gebrechen, und er beschloß, sie auszutilgen, so allmählich versteht sich.

Und dann ließ er das Porträt unter Glas und Rahmen bringen, und die Rose stellte er unter eine Glasglocke, ob das vielleicht half; was zweifelhaft war.

Dann machte er eine achttägige Reise; kehrte in der Nacht zurück und legte sich nieder; erwachte einmal wie gewöhnlich und glaubte, die Hängelampe brenne.

Als er spät in den Saal hineinkam, war's da geradezu heiß, und es sah so heruntergekommen aus. Die Gardinen waren verblichen; die Pianodecke hatte auch die Farbe verloren; die Einbände der Notenbücher waren schief; das Petroleum in der Hängelampe war verdunstet und hing in einem drohenden Tropfen unter dem Ornament, wo die Fliegen zu tanzen pflegten; das Wasser in der Wasserkaraffe war warm.

Aber das Verdrießlichste von allem war: ihr Bild war auch verblichen, vergilbt wie das Herbstgras! Da wurde er traurig. Und wenn er recht traurig wurde, griff er zum Piano oder der Geige, je nachdem ...

Er setzte sich dieses Mal ans Piano, in einer unbestimmten Absicht die E-moll-Sonate zu spielen, Griegs natürlich, und ihre Sonate, die beste und größte, die seines Wissens nach Beethovens D-moll in die Welt gekommen war, nicht weil E auf D folgt, sondern weil es so war!

Aber das Piano wollte heute nicht gehorchen. Es war disharmonisch, machte Schwierigkeiten, so daß er glaubte, seine Finger oder Augen seien nicht bei Humor. Aber es war nicht ihre Schuld. Das Piano war ganz einfach verstimmt, obgleich es erst neulich aus den geschickten Händen des Stimmers hervorgegangen war. Es war wie behext, verzaubert!

Da griff er nach der Geige; und die mußte ja gestimmt werden, versteht sich. Aber als die Quinte in die Höhe hinauf sollte, da weigerte sich die Schraube; sie war festgetrocknet. Und als der Kapellmeister sie mit harter Hand anfaßte, da sprang die Saite mit einem Knall und rollte sich zusammen wie eine eingetrocknete Aalhaut. Es war behext.

Aber daß das Bild verblichen war, das war das Verdrießlichste von allem, und darum zog er einen Schleier über den Altar.

Damit kam ein Schleier über das Schönste in seinem Leben; und der Kapellmeister wurde verstimmt, fing an zu grübeln und hörte auf, Abends auszugehen.

So kam Mittsommer heran. Die Nächte wurden länger als die Tage, da aber die Persiennen das Zimmer dunkel hielten, konnte der Kapellmeister keinen Unterschied merken.

Schließlich eines Nachts, es war die Mittsommernacht selbst, erwachte er dabei, daß die Uhr im Saale dreizehn schlug. Das war unheimlich, sowohl weil es eine unglückliche Zahl ist, wie weil eine kluge Uhr nicht dreizehn schlagen kann. Da schlief er nicht wieder ein, sondern lag und lauschte. Es tickte im Saale, und dann knallte es, wie wenn ein Möbel birst. Gleich darauf schlich etwas über den Fußboden, und dann begann die Uhr zu schlagen; und sie schlug, schlug fünfzig Schläge, und hunderte. Es war unheimlich!

Aber jetzt schoß ein Lichtbüschel ins Schlafzimmer hinein und warf eine Figur auf die Tapete, eine wunderliche Figur, einem Hakenkreuze gleich; und es kam aus der Saaltüre. Es war also draußen im Saale Licht angezündet. Aber wer hatte es angezündet? Und Gläser klangen, ganz als säßen Gäste da; Champagnergläser aus geschliffenem Kristall; aber es wurde nicht gesprochen. Jetzt waren neue Laute zu hören, wie wenn man Segel birgt, oder Kleider mangelt, oder dergleichen.

Der Kapellmeister mußte hinaus, um nachzusehen, und seine Seele in die Hand des Allmächtigen befehlend, ging er hinaus.

Er sah zuerst Luises Morgenrock durch die Küchentür verschwinden; sah Rouleaux, jedoch aufgezogen; sah den Eßtisch voller Blumen in Gläsern; oh, so voll

wie einmal, am Hochzeitsabend, als er mit seiner Braut heim kam.

Und siehe da: die Sonne, die Sonne schien ihm mitten ins Gesicht, über blauende Fjörde und Wälder in der Ferne; die Sonne hatte die Beleuchtung im Saale und alle die kleinen Scheinstücke angestellt. Und es war sein Geburtstag! Und er segnete die Sonne, die morgens so früh aufgewesen und dem Siebenschläfer einen Possen gespielt hatte. Und er segnete die Erinnerung an die, die er die Sonne seines Lebens nannte. Das war kein neuer Name, aber er konnte keinen besseren finden, und er war gut genug.

Und die Rose stand auf dem Hausaltare und war ganz frisch, so frisch, wie sie war, ehe sie von der ewigen Arbeit müde wurde. Müde! Ja, sie gehörte nicht zu den Starken; und das Leben war ihr zu brutal mit allen seinen Knuffen und Stößen! Ja, er hörte es noch im Gedächtnis, wenn sie Plätten oder Reinemachen gehabt hatte, wie sie auf's Sopha niederfiel und klagte: ich bin so müde! — Armes, kleines Ding, sie war hier nicht zu Hause, gab nur eine Gastrolle, und dann reiste sie.

Und sie entbehrte Sonne, sagte der Doktor, aber damals hatten sie keine Mittel zur Sonne, denn Sonnenwohnungen kosten mehr.

Jetzt aber hatte er Sonne, ohne daß er es gewußt hatte, und er stand mitten in der Sonne, aber es war zu spät. Mittsommer war vorüber und die Sonne würde wieder ihre Wege gehen; ein Jahr fortbleiben und wiederkommen. Es ist so wunderlich alles.

Die Weltseele

Märchen von Frances Külpe

Hans, der Wanderer, hörte einen dröhnenden metallischen Ton. Immer denselben. Der Ton war gewaltig und zitterte nach in der träumenden Seele des Wanderers....

Er hatte in einem dunken Walde geschlafen am Rande eines Abhanges. Weit — tief unten blitzten und funkelten tausend Lichter, rote und weiße. Dort lebte und webte die große geschäftige Stadt ihr nächtliches Leben und hier und da glänzte der Strom, wenn ihn das rote oder grüne Auge eines Dampfers oder der Schein einer Brückenlaterne traf. Hier oben aber webte und lebte ein anderes friedlicheres Leben; alte Eichen und Linden hingen ihre dunklen Äste tief herab zum Boden und flüsterten leise und geheimnisvoll.

Und wieder erklang der mächtig dröhnende metallische Ton und hallte fort in des Wanderers Seele. Es war, als ob Hammer und Eisen aneinanderprallten in seltsam klingender ringender Melodie, und weit über der höchsten Eiche sah Hans einen Funken aufwirbeln, hoch, hoch in den nächtigen Himmel hinein.

„Daß hier im Walde eine Schmiede sei, hab ich nimmer gewußt!“ murmelte der Wanderer.

Er ergriff seinen Knotenstock, schnallte sich seinen Ranzen um und schritt vorwärts in's Dickicht hinein dem sonderbaren Klange nach.

Er wanderte lange. Wald und Gebüsch traten zurück — vor sich sah Hans eine hochragende kahle Felsplatte, und auf dieser Platte stand die Schmiede.

Immer gewaltiger und dröhnender regneten die metallischen Schläge. Sie klangen fast wie wuchtiger Glockenton und nach jedem Schlag wirbelte und sauste ein Strom von Funken und Fünkchen empor in die dunkle sammetweiche Nachtluft, hinab an dem Felsenabhang, hinunter in die gähnende Tiefe, wo sie in Finsternis und Dunkel zerstoben.

Hans war kein furchtsamer Gesell, aber bei dem Ton dieser hallenden Schläge, die ihm wie der Puls der Zeit erschienen, fühlte er, wie ihm die Knie zitterten und das Herz klopfte — bis an den Hals.

Nun stand er vor der Schmiede.

Ein hehrer wunderbarer Greis mit einem ehrwürdig wallenden weißen Bart, mit Augen, die wie Sonnen leuchteten, stand vor dem Amboß und schwang einen furchtbaren Hammer.

Und auf dem Amboß lag ein gewaltiges, rotglühendes Herz...

Um den Leib des Mannes spannen sich leuchtende Strahlen. — Die Stelle aber, wo sein Herz sein sollte, klaffte offen und Hans sah in eine große blutende Wunde hinein.

Und Hans wußte, daß das Herz des herrlichen Greises auf dem Amboß lag, und daß er es selbst rücksichtslos bearbeitete.

Und nun sah der wunderbare Greis Hans mit einem Blick so voll Liebe und Hoheit an, daß er erschauerte bis in die Seele hinein, und doch ward ihm feierlich froh zu Muth.

„Ich schmiede die Weltseele!“ sprach der Greis.

Wieder schwang er seinen Hammer und Funkenkränze, Funkenströme stoben empor bei jedem Schlage.
Viele der Funken erloschen sofort. Andere flatterten zu den Füßen des Greises nieder, funkelten und glühten eine Weile und verdunkelten sich allmählich, wieder andere flogen raketengleich in die Höhe, wurden größer und lichter im Steigen und schienen sich in milde glänzende Sterne zu verwandeln, und noch andere schienen einen Waldbrand zu entfachen, denn wohin sie stoben, wurde es tageshell, und wenn sie zerflatterten, war das Dunkel trauriger und lebloser wie zuvor.
Eine Menge der glühenden Funken verwandelte sich in Leuchtkäferchen und leise summend flogen sie davon, an den Nordpol, an den Südpol, nach Ost und nach West. Wieder andere aber zischten zornig auf und prallten auf sumpfiges morastiges Wasser, wo sich ihre Spur jäh verlor. Und wo sie verschwanden, war das Dunkel trauriger und lebloser wie zuvor.
„Seelen! Seelen! Seelen!" sprach der Greis und schwang den wuchtigen Hammer, „Seelen, aus der Weltseele gezeugt."
Und das blutende Herz ächzte und stöhnte unter den Hammerschlägen und die Augen des königlichen Greises leuchteten liebend, feierlich wie Sonnen.
Jetzt holte der Greis zu einem donnerähnlichen Schlage aus — das Herz zersprang. Einer Sonne gleich stieg eine leuchtende Feuergarbe in die dunkle sammetweiche Nachtluft, stieg und stieg, langsam und stetig, und je höher sie stieg, desto lichter und klarer wurde die Nacht — — und nun stand die Morgensonne

hell und freudig am Himmel und leuchtete und sprühte.

„Söhne des Lichts!“ hörte Hans eine Stimme sagen. Er stand und starrte und rieb sich die Augen. Er hatte im Freien geschlafen....

Groß und golden und feierlich leuchtete und strahlte die Morgensonne und jubelnd stiegen die ersten Lerchen in die Luft.

Petrus und die Glaskugel

Eine Legende von Karl Ettlinger

... Und eines Tages faßte sich Petrus ein Herz und trat vor Gottes Thron und sprach: „Herr, ist die Zeit noch immer nicht gekommen, der Menschheit den Frieden zu schenken? Ach, ich muß das Himmelstor schier öfters öffnen, als zur Zeit der strafenden Pestseuchen! Höreſt Du nicht die Gebete der Mütter, der Bräute, sieheſt Du nicht die Tränen der Waisen, der Witwen? O erhöre meine Fürbitte und setze ein Ende den Leiden der Menschen!"

Er kniete nieder, und mit ihm knieten alle Heiligen und alle Engel des Himmels.

Gott aber sprach: „Petrus, habe ich nicht dem Menschen die Macht des eigenen Willens gegeben? Denke zurück, mein greiser Pförtner: auch Dich nahm ich in das Reich der Vollkommenheit erst auf, als Du den Bekennertod erlitten hatteſt. Und meinen eigenen Sohn hielt ich erst würdig, zu meiner Rechten zu sitzen, da er am Kreuze geblutet hatte. Dieſes ist der Weg, den ich bestimmt habe den Lebenden: durch Leiden zur Vollkommenheit!"

Aber Petrus entgegnete: „Leiden nicht die Reinen mit den Schuldigen? Jene, die den Krieg nimmer wollten, mit Jenen, die ihn entfachten? O Herr, Du brauchest nur die Hand auszustrecken und der Friede blüht. Ein leiſes Heben Deines Zeigefingers und der Jammer verstummt. Ewiger, erbarme Dich!"

Die Engel schmiegten sich näher aneinander. Denn sie fürchteten, Gott werde die Stirne runzeln. In

allen Ewigkeiten ist nur zweimal 'ein Schatten über des Herrn Stirne geflogen: das erste Mal, als Adam das Paradies verscherzte, das zweite Mal, als Judas den Heiland küßte. Runzelt aber Gott zum dritten Male die Stirne, so wird die Welt in Trümmer fallen. Jedoch die weiseste Stirne blieb gütig und rein. Und Gott lächelte. „Ei, Du kluger Petrus! So will ich versuchen, von Dir zu lernen. Acht Tage lasse ich Dir Zeit, ein Mittel zu finden, wie allen künftigen Kriegen der Menschen vorzubeugen sei. Zeige, Du schneller Urteiler, daß Du nicht nur die Güte des Mitleides, sondern auch die Klugheit der Entschließung besitzest!"

Petrus verneigte sich und ging. Er vertiefte sich in das Studium der Kriegsgeschichte und in die Technik der Waffenführung. Die Heiligen lächelten, wenn sie ihn am Himmelstore sitzen und mit einem großen Fernglas in das irdische Schlachtengetümmel hinabspähen sahen.

Die Engel kicherten: „Nicht so laut singen, Petrus muß nachdenken!"

Und manche Seele mußte in diesen acht Tagen zweimal an die Himmelstüre klopfen, ehe der zerstreute Pförtner ihr öffnete.

Am achten Tage aber trat Petrus wiederum vor den Herrn. Er hatte den Himmelsschlüssel blitzblank geputzt und sein Heiligenschein hatte noch nie so hell geleuchtet. Einige Engel rieben sich die Ohren, denn Petrus hatte die vorwitzigsten gezupft, weil sie ihm des Nachts vor seinem Wolkenbett ein Spottliedchen geträllert hatten:

„Es bricht heran der achte Tag
Und Petrus denkt noch immer nach!“

Das ist kein sehr reiner Reim, aber im Himmel werden ja alle Sünden vergeben. Im Olymp ist man da strenger gewesen.

Als aber Petrus den Mund öffnen wollte, sprach der Herr: „Kenne ich nicht Deine Worte, ehe Du sie aussprichst?“ Und er streckte die Hand aus, daß in seinem Ringe die Edelsteine, welche die Menschen Sterne nennen, weithin funkelten, und sprach: „Deine Bitte ist erfüllt.“

Und die Erde ward eine glattgeschliffene Glaskugel.

Es verschwanden die Häuser, die Wälder, die Meere. Die Schützengräben schlossen sich, die Festungen versanken, — die Erdoberfläche war aus hartem, undurchsichtigem Glas, das eine gleichmäßige Wärme ausströmte. Und die Menschen mußten ein Ende machen dem blutigen Kriege, denn es gab keine „Deckungen“ mehr, noch Bergwerke, in denen sie Metall fanden, um Waffen zu gießen und zu schmieden.

Es gab aber auch keine Äcker mehr, keine Pflüge. Allein die Menschen waren so klug geworden, daß sie aus der Luft ihre Nahrung herstellen konnten.

Und es ging ein Jauchzen über die Erde: Friede! Friede!

Und wenn die Menschen dem Ewigen dafür dankten, so schmunzelte Petrus: „Aha, das gilt eigentlich mir!“

Und die Engel grüßten den oft geneckten Petrus fortan gar ehrfürchtig und konstatierten: „Er ist doch ein gescheiter Kopf!“

Aber mit der Verglasung auf Erden war auch ein gar schlimmes Ereignis eingetreten, dessen Petrus nicht gedacht hatte, und dessen betrübliche Folgen sich erst im Laufe der Jahre zeigen sollten: alle Schönheit der Natur war verschwunden.

Die Schönheit der Natur aber ist es, die die Menschen, ohne daß sie es wissen, zur Seelengüte, zum Einklang des Gemütes erzieht. Die Schönheit der Natur, die wir von Kindheit auf genießen, ohne ihrer noch bewußt zu werden, sie legt den Keim des Edelmutes in unsere Herzen, den menschliche Erziehung blühen oder verdorren läßt.

Und da die Menschen keine Naturschönheit mehr sahen, verhärtete sich ihr Herz und ward tückischer von Jahr zu Jahr. Und statt der großen Kriege flammte der Kleinkrieg der Bosheit, der Niedertracht, der Mißgunst, der Schadenfreude heftiger als je.

Die Menschen, die die Erde noch in ihrem früheren Zustande aus Bildern und Büchern sich auszumalen vermochten, sandten gar seltsame Gebete zum Himmel empor.

Es beteten die Jäger: „Herr, gieb uns den Wald wieder!"

Es beteten die Bauern: „Herr, gieb uns den Acker zurück!"

Es beteten die Fischer: „Herr, lasse das Meer wieder rauschen!" (Und dieses Gebet ging Petrus besonders nah, denn er war vom Fach.)

Es beteten die Künstler: „Herr, sättige unsere Augen!"

Es beteten die Jünglinge: „Herr, lasse die Blu-

men wieder sprossen, auf daß wir unsere Liebe schmücken!"

Der Gebete war kein Ende. Die Engel fingen schon wieder an, hinter dem Rücken des Petrus allerlei Faxen zu machen, so daß der Allgütige manches Mal heiter mit dem Finger drohen mußte. Und Petrus ward von Tag zu Tag mißmutiger.

Und als gar der Herr einmal lächelnd zu ihm sprach: „Peter, Peter, da hast Du was Schönes angerichtet. So geht's, wenn das Ei klüger sein will als die Henne!", da wurde Petrus so fuchsteufelswild, daß er in seiner Wolkenklause den Himmelsschlüssel dermaßen heftig zu Boden warf, daß die irdische Glaskugel beinahe einen Sprung gekriegt hätte.

Der Herr nahm ihm übrigens diesen Wutanfall nicht allzu übel. Er wußte: das Wort „Henne" hatte den guten Petrus so aufgeregt. Denn seit der Apostel den Heiland verleugnet hat und der Hahn dazu krähte, kann er von dem Hühnervolk nicht mehr reden hören, ohne aus dem Häuschen zu geraten.

Wie bei allen Jähzornigen wandel e sich auch bei Petrus die schnelle Wut gar bald in Selbstvorwürfe. Er hörte die Gebete, — er hörte, und frug sich: soll ich nicht nochmals, zum letzten Male den Fürbitter machen?

Und er zählte an den Zacken des Himmelsschlüssels ab: soll ich — soll ich nicht — soll ich?

Aber er folgte diesem Orakel keineswegs. Ein bißchen rechthaberisch sind sogar die Heiligen im Himmel droben. Man merkt halt doch, daß sie früher einmal Menschen waren.

Da schickte Gott dem Petrus einen Traum.
Und Petrus hörte im Traume, wie die Kinder beteten. Und das eine betete: „Lieber Petrus, schenk' mir nur einen einzigen Erdhügel, damit ich darauf rodeln kann!" Und das andere betete: „Bitte, bitte, lieber Petrus, nur einen einzigen Sandhaufen zum Paddeln!"
Und so schmerzlich hat Petrus noch nie im Schlafe gestöhnt.
In aller Frühe ging er zum lieben Gott, als noch gar niemand bei ihm war, und kniete vor ihm nieder und hob die Hände. Da zog ihn der Herr zu sich empor und küßte ihn auf die tränenden Wimpern. Es wurde kein Wort gewechselt. Sondern Gott streckte den Zeigefinger aus, — und die Erde ward, wie sie gewesen.
Die Bauern pflügten, die Jäger zogen auf die Birsch, die Fischer warfen ihre Netze aus, die Künstler streuten Segen, die Liebenden wanden Kränze, und die Kinder spielten.
So glücklich waren die Menschen! So glücklich!
— Und fünfzig Jahre später raste die Kriegsfurie wieder über die Erde.

Das Kräutlein wider den Tod

Ein Märchen von Rudolf Greinz

In den Lehrbüchern der Botanik ist es nirgends zu finden. Und dennoch blüht es irgendwo weltfern und verborgen — das Kräutlein wider den Tod. In Jahrhunderten entdeckt es vielleicht einer. Aber noch nie hat es wer behalten. Sonst müßte es einen ewig lebenden Menschen geben. Der eine verlor das wundertätige Kräutlein im Sturm dieses Lebens, der andere warf es freiwillig aus Überdruß vor dem irdischen Dasein von sich.

Da war einmal ein armer Hirtenbub, der seinen Ziegen bis in die steilsten Hänge und Felsklüfte nachkletterte, wenn sich eines der eigensinnigen Tiere verstiegen hatte. So kam er an einem späten Abend in eine ihm vollständig fremde Felsenwildnis. Die Dämmerung wob schon ihre Schleier tief drunten im Tal. Hoch oben auf den Bergzacken erstarben die letzten Schimmer der Sonne, wie flackernde erlöschende Lichter. Der Nebel stieg in schweren Massen empor. Dem Buben war es fast ängstlich zu Mut. Mit keuchender Brust hastete er vorwärts, empor an schmalen Felsbändern, vorbei an schaurigen Abgründen.

Plötzlich wich der Boden unter seinen Füßen. Ein Schrei. Ein Sturz. Er sauste hinunter in einen gähnenden Schlund. Im Fall griff seine rechte Hand krampfhaft nach einer schwanken Staude, die aus einem Spalt des zerklüfteten Gesteins sproßte . . .

Im Frühsonnenschein des nächsten Tages erwachte der Hirtenbub heil und gesund auf einer herrlichen Bergmatte, wo das kurze hellgrüne Gras von goldgelben

Aurikeln, tiefblauen Genzianen und sattbraunen duftenden Prunellen wie ein bunter Teppich gestickt war. Der Bub hatte die Augen aufgeschlagen und sah zunächst über sich nur den wolkenlos klaren Himmel. Dann besah er seine nächste Umgebung und war sehr erstaunt darob.

Neben ihm im Gras kauerten drei bildschöne Fräulein. Ihre Kleider trugen die Farben der Alpenblumen, und in den wehenden Haaren hatten sie prächtige Kränze. Es waren aber verwunschene Bergfräulein oder Salige Fräulein, wie sie noch oft in den Alpen hausen. Sie hüten verborgene Schätze. Und wer ein rechtes Sonntagskind ist, der hört sie an stillen Morgen oder Abenden hoch droben singen oder begegnet ihnen gar. Das muß aber schon ein Hochfeiertagskind sein.

„Ausgeschlafen?" lachte eines der Saligen Fräulein den Hirtenbuben an. „Du kannst von seltenem Glück sagen. Zerschmettert würdest Du tief drunten liegen, wenn Du nicht das Kräutlein wider den Tod gefunden hättest!" Dabei deutete die Salige auf einen abgerissenen kleinen Zweig, den der Bub mit der rechten Hand umklammert hielt. Sieben Blüten standen an dem Zweige. Schneeweiße Glocken, aus deren Kelchen es rosig schimmerte, wie das Alpenglühen um die stolzen Firnen.

„Bewahre es wohl!" sprach die zweite der Saligen.

„Du wirst ewig leben, solange Du das Kräutlein Dein eigen nennst!" die dritte.

Nachdem sie so gesprochen, verschwanden die drei Bergfräulein vor den Augen des Buben. Wie ein ganz

leichter Nebel, der aus Almmahden aufsteigt, verschwanden sie und zogen hoch hinauf, bis ihnen das Auge nicht mehr folgen konnte . . .

Der Hirtenbub jedoch merkte sich wohl, was er gehört hatte. Er barg das zauberische Zweiglein sorgsam unter seiner Joppe und stieg wieder zu Tal, leichtfüßig, als wenn er, von unsichtbaren Flügeln getragen, schweben würde.

Wie einen kostbaren Schatz hütete der Bub sein Geheimnis. Ganz unten in der alten Truhe, wo er seine paar Habseligkeiten verwahrte, hatte er das blühende Kräutlein verborgen. Und so oft er auch heimlich Nachschau hielt, es welkte niemals. Immer waren die sieben schneeigen Blütenkelche gleich taufrisch. Immer strahlten sie den gleichen milden und sonnigen Glanz aus.

Der Bub wuchs heran. Er war zu einem Schreiner in die Lehre gekommen. Zuletzt wurde er selbst Meister und das einer der gesuchtesten in der ganzen Gegend. Die Jahre flogen dahin, die Jahrzehnte verstrichen. Er sah sein Weib vor ihm in's Grab sinken, alle seine Kinder, viele seiner Enkel. Und für sie alle hatte er die Särge gezimmert und für so manchen Andern aus dem Tal. Er hatte geholfen, Geschlecht auf Geschlecht begraben.

Wie alt er war, das wußte niemand mehr. Er selbst nicht. Man hätte im Kirchenbuch nachschlagen müssen. Das hätte nur Mühe gekostet. Der alte Schreiner war eben immer dagewesen, solange es die allerältesten Leute dachten. Zuletzt gewöhnte man sich an die wunderbare Tatsache und fand nichts mehr daran.

Jedes Wunder verliert eben seine Wirkung, wenn es alltäglich wird.

Zeitenweise überkam es den Alten doch wie eine große Müdigkeit, wie eine unendliche Sehnsucht nach Ruhe, nach ewigem Schlummer. Dann brauchte er aber nur das blühende Kräutlein aus der Truhe zu holen. Beim Anblick desselben gewann er gleich wieder neue Lebenszuversicht.

Nun waren seine Urenkel schon gereifte Männer und tüchtige Frauen geworden. Von ihren Kindern dachten schon wieder einige an's Freien. Darunter war ein Ururenkelkind, das dem alten Schreiner das liebste war unter allen. Schier lieber, als einstmals seine eigenen Kinder. Es war das schönste Mädel im Tal. Wenn sie der Alte ansah, dann mußte er immer an die Saligen Fräulein denken, die er in ferner, ferner Vergangenheit einmal erblickt hatte.

Das Mädel kam zum Heiraten. Frühmorgens hielt der Hochzeitszug vor dem Hause des Alten, um ihn mit zur Kirche abzuholen. Der Hochzeitslader ging voran mit lustigen Schwegelpfeifern. Es war bald nach Neujahr, im beginnenden Fasching. Es gab noch keine frischen Blumen. Drum trug das Mädchen einen künstlichen Brautkranz.

Hinter der Braut schritt ein hagerer Mann mit aschfahlem Gesicht, aus dem zwei düstere Augen brannten. Er hatte einen schwarzen Mantel umgeschlagen. Niemand sah ihn. Nur der Alte erblickte ihn plötzlich und erkannte mit Entsetzen den düstern Gesellen. Es war der Tod im Hochzeitszuge. Schon wollte der unheimliche Gast seine knochige Faust nach der Braut

ausstrecken, als der alte Schreiner mit einem plötzlichen Entschluß das Mädel bei der Hand ergriff und sie in's Haus führte.

„Du mußt doch ein frisches Kränzel haben an Deinem Ehrentag! Ich will Dir eins geben!" sagte er. Die Hochzeitsgesellschaft wartete vor dem Haus. Der Tod hockte sich auf die Schwelle.

Drinnen in der Kammer kramte der Alte den blühenden Zweig aus der Truhe und wand ihn der Braut um das tiefbraune Haar. „Lasse es Dir wohl gesagt sein, Mädel!" sprach er leise und eindringlich. „Es ist das Kräutlein wider den Tod, das Du als Brautkranz trägst! Bewahre es gut; denn Du wirst ewig leben, solange Du es Dein eigen nennst!" Das Mädel begriff und küßte dem Alten die runzligen Hände.

„Sage den Andern, ich sei zu müd, um zur Kirche zu kommen!" sprach der Alte noch, während er sein Urenkelein aus der Kammer führte.

Die Braut aber trat hinaus in den leuchtenden Morgen, mit dem taufrischen Ehrenkränzel im Haar. Der Hochzeitszug setzte sich wieder in Bewegung. Der Tod blieb auf der Schwelle hocken.

Da ging der alte Schreiner mit wankenden Schritten durch den Hausflur und trat auf die Schwelle, um dem frohen Zuge nachzuschauen. Jäh richtete der Tod sich neben ihm auf, griff mit der knöchernen Rechten nach der Kehle des Alten und erwürgte ihn.

Ächzend brach der Schreiner auf der Schwelle seines Hauses zusammen. In der Ferne bliesen die Musikanten einen lustigen Hochzeitsmarsch.

Das verbotene Buch

Ein Märchen von Eustachius Schrupp

Es war einmal ein Knabe, der hieß der brave Anton. Sein Vater war Oberamtsrichter in einer süddeutschen Stadt und erzog seine Kinder in Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, wie das bei einem Beamten mit wenig Geld und viel Bildung selbstverständlich ist. Jeden Samstag, wann er sein Mittagsschläfchen besorgt und seine Verdauung in geregelten Gang gebracht hatte, versammelte er seine Kinder um sich und gab ihnen gute Lehren. Er las ihnen auch wohl Geschichten vor, den Robinson von Campe, die Ostereier von Christoph von Schmid und Herzblättchens Zeitvertreib von Thekla von Gumpert. Auf diese Weise legte der treffliche Vater in die Brust des braven Anton die edelsten Keime, und es konnte nicht ausbleiben, daß sie wahrhaft herrliche Früchte trugen. Anton faßte eine leidenschaftliche Liebe zu schönen Büchern; oft sprach er mit dem Vater darüber, welch ein angenehmer Zeitvertreib doch das Lesen sei. Der Vater hörte dies gern. Er hatte selbst eine Bücherssammlung, ein zweireihiges Gestell, auf dem unten die Zigarrenkisten standen, oben aber Meyers Konversationslexikon in einer alten Auflage, das Adreßbuch vom vorigen Jahr und ein Fahrplan für zwanzig Pfennig. Außerdem aber prangte hier ein dickes, geheimnisvolles Buch mit der Aufschrift: Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich.

Anton sprach häufig den Wunsch aus, in der väterlichen Bibliothek stöbern und seinen Lesehunger daran

stillen zu dürfen. Der Vater aber erlaubte es nicht. „Das ist nichts für Kinder," sprach er. „Siehe, lieber Anton, wenn ein unschuldiger Knabe solche Bücher liest, die nur für die alten, gescheiten Leute geschrieben sind, so kann er sich für sein ganzes Leben verderben. Es ist so wie mit Adam und Eva im Paradies. Als sie von der verbotenen Frucht gegessen hatten, verloren sie die Reinheit ihres Herzens; sie schämten sich, weil sie pudelnackig herumliefen, und wurden schließlich vom Engel des Herrn mit dem bekannten Flammenschwert aus dem Garten des Paradieses hinausbefördert. Ich habe als junger Mann einmal eine Auster gegessen, die ein wenig möpselte. Ich mußte furchtbar darauf brechen und habe mir seitdem den Ekel an dieser feinen und teuren Gottesgabe geholt. Du wirst Dich nicht erinnern, daß jemals Austern bei uns auf den Tisch gekommen sind. Gerade so kann man sich durch ein ungeeignetes Buch den Geschmack an passender Lektüre verderben. Ich habe als Knabe in Deinem Alter den Faust gelesen, ein Theaterstück von Exzellenz Goethe, Großherzoglich Sächsischem Geheimrat. Das Buch hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich noch jetzt manchmal vom Teufel träume und im Schlaf stark schwitze. Ich habe also einen dauernden Schaden an meiner Gesundheit genommen, und ich wünsche nicht, daß mein braver Anton etwas Ähnliches erleben möchte."

Anton hörte dem Vater aufmerksam zu. „Wie alt muß ich denn sein, bis ich alle die schönen Bücher lesen darf?" fragte er.

„Das richtet sich nach Deiner geistigen Reife, mein Sohn. Du siehst hier zum Beispiel das Bürgerliche Gesetzbuch. Es ist ein erhabenes, geheimnisvolles Zauberbuch, ein Wunderwerk des menschlichen Geistes, in dem die Weisheit aller Zeiten und Völker eingeschlossen ist, ausgezeichnet durch herrlichen Inhalt und blühende Sprache. Nur die Begnadeten, die als Studenten der Rechtswissenschaft an einer deutschen Fakultät eingeschrieben sind, erleuchtete Männer in vorgerückten Jahren, die in strenger Selbsterziehung alt geworden sind, dürfen dieses Buch aufschlagen und darin lesen. Ihnen bereitet es alsdann die heiligsten Stunden der Andacht und jenen Schatz von Kenntnissen, mit denen man nach Anleitung eines sogenannten Einpaukers Rechtsanwalt oder selbst Oberamtsrichter werden kann. Wer jedoch allzu früh in kindlichem Unverstand an dieses Buch herantritt, den befällt ein unheimlicher und gefährlicher Zustand, den die Wissenschaft „meschugge" nennt und aus dem es keine Rettung mehr gibt."

Der brave Anton richtete seine großen blauen Augen auf den Vater. Es schauderte ihm bei dem Gedanken, daß er jemals das Verbot des guten Vaters übertreten könne. Er hoffte zwar im Stillen, daß auch er einmal Student werden und in den Kreis der Auserwählten eintreten dürfe, die in dem Zauberbuch lesen. Er wußte aber, daß diese Zeit noch fern sei und daß er sich vorerst noch gedulden müsse. Inzwischen nahm er sich vor, weiterhin ein musterhafter Schüler zu sein und seine lieben Eltern mit guten

Noten zu erfreuen. Er betrachtete von nun an das geheimnisvolle Buch mit scheuer Ehrfurcht; er wagte es nicht, in seine Nähe zu gehen, geschweige denn es zu berühren.

Nun wohnte in dem selben Gerichtsgebäude, in dem der Herr Oberamtsrichter hauste, auch der Hausbeschließer und Gerichtsdiener Mehlwurm. Dieser hatte ebenfalls einen Sohn, der aber, weil er weniger begabt war als der brave Anton, nicht das Gymnasium besuchte, sondern die Volksschule. Er hieß der böse Friedrich, denn er war nicht brav und folgsam wie Anton, sondern er beging Streiche, wie sie bei den Kindern untergeordneter Beamten und gewöhnlicher Leute oftmals vorkommen. Er stahl in den Nachbargärten die Äpfel von den Bäumen, setzte seinem Lehrer Maikäfer hinten auf den Rock und rauchte Zigaretten, sodaß schon die Damen, die am Jugendgericht ehrenamtliche Fürsorgetätigkeit verrichteten, ihr Augenmerk auf ihn gelenkt hatten. Der Herr Oberamtsrichter sah es deshalb nicht gern, wenn der böse Friedrich mit seinem braven Anton spielte. Auch die Frau Oberamtsrichter konnte den Friedrich nicht leiden, weil seine Mutter an allen hohen Feiertagen eine Gans oder ein anderes Flügeltier am Fenster hängen hatte und überhaupt den Hochmut so weit trieb, daß sie Sonntags sogar mit einem Federnhut spazieren ging. Weil sie aber mit der Frau Mehlwurm wegen der Benutzung der Waschküche und des Trockenspeichers in Frieden leben mußte, drückte sie gleichwohl ein Auge zu und duldete es, daß der böse

Friedrich manchmal den braven Anton besuchte und ihm bei der Herstellung von Feuerwerk nach eigenen bewährten Rezepten behilflich war. Der böse Friedrich lachte nun den braven Anton nicht selten wegen seiner Folgsamkeit aus und streute damit giftigen Samen in die Seele des arglosen, wohlgearteten Knaben. Ein altes Sprichwort, das der Herr Oberamtsrichter in dienstfreien Stunden seinen Kindern häufig predigte, lautet: Böse Beispiele verderben gute Sitten.

Auch Anton sollte die Wahrheit dieses Spruches an sich erfahren. Denn als er einstmals dem Friedrich erzählte, daß ihm eine ganze Reihe schöner und angenehmer Dinge, wie Biertrinken, Fenstereinschmeißen und dergleichen verboten sei, da lachte der Freund ganz dreckig und meinte, man müsse so was nur heimlich tun, damit nichts herauskomme und der Alte nichts merke. Dann könne einem nichts passieren.

Anton horchte auf, als er diese Reden vernahm. In der Einfalt seines Herzens glaubte er, daß seine Eltern ihm nur aus Sparsamkeit oder Dummheit die Vergnügungen nicht gönnten, nach denen er sich sehnte. Er bildete sich fest ein, sein Vater habe ihm das geheimnisvolle Zauberbuch, das Bürgerliche Gesetzbuch, nur verboten, damit es nicht durch Fettflecken oder Eselsohren verdorben würde. In seiner Verblendung schlug er die wohlmeinenden Mahnungen seines Vaters in den Wind und beschloß, bei der ersten besten Gelegenheit einmal nachzuprüfen, welche Bewandtnis es mit der Weisheit aller Zeiten und Völker wirklich

habe. Seine Vermessenheit ging so weit, daß er sogar glaubte, er werde durch das Studium des verbotenen Buches den Schlüssel zu allen Wissenschaften erlangen und noch gescheiter werden als sein würdiger Lehrer, Professor Dr. Mopp. So schrecklich hatte ihn die Hoffart gepackt, so verderblich wucherte schon die Giftpflanze, die in ihm aufgegangen war und durch den bösen Friedrich fortgesetzt genährt und gepflegt wurde.

Da brach eines Tages das Verhängnis über den unglücklichen Anton herein. Er saß über einer quadratischen Gleichung und kriegte sie nicht heraus. Er strich die Rechnung durch und fing noch einmal von vorne an. Es gelang nicht. Er begann mit den Füßen zu trampeln, stützte den Kopf in die beiden Fäuste und starrte auf sein Heft. Er rechnete und rechnete, die Ungeduld packte ihn, daß er am liebsten das Tintenfaß gegen die Wand geworfen hätte. Da schoß es plötzlich durch sein Gehirn: Sollte er am Ende gar im Bürgerlichen Gesetzbuch die Lösung finden? Sollte dieses Buch, das der Weisheit letzten Schluß enthielt, seinen armen Schädel erhellen und ihn auf den Weg der richtigen Lösung führen?

Er sprang auf, zitternd ging er an das Bücherbrett des Vaters. Er streckte seine eiskalte Hand aus, langte sich das Bürgerliche Gesetzbuch herunter, schlug es auf und las, § 161 Abs. 2: „Tritt der Wille, in fremdem Namen zu handeln, nicht erkennbar hervor, so kommt der Mangel des Willens, im eigenen Namen zu handeln, nicht in Betracht.“ Anton stieß einen

entsetzlichen Schrei aus; es war ihm, als hätte er mit einer eisernen Keule einen fürchterlichen Schlag bekommen. Er wurde schwindelig, das ganze Zimmer drehte sich um ihn herum, dann stürzte er zu Boden. Seine Eltern, die gerade beim Mittagskaffee saßen, eilten herbei. Sie schafften ihn in seine Stube und legten ihn zu Bett. Als er wieder zu sich kam, schwatzte er verworrenes Zeug und erklärte, daß er nicht mehr an den Storch glaube. Der Vater sagte zur Mutter: „Gib dem Anton einen Löffel Rhizinusöl, das hilft immer!“ Die Mutter war aber dagegen und stimmte für einen warmen Deckel auf den Bauch, und weil sich die beiden Eltern über die Kur nicht einigen konnten, so geschah überhaupt nichts. Als nach zwei oder drei Tagen der Zustand sich nicht gebessert hatte, beschloß der Vater, der auf Zeichen und Wunder vertraute, dem Anton den bösen Geist austreiben zu lassen, der vermutlich in ihn gefahren war. Da er als Oberamtsrichter kein Geld hatte, um einen Arzt zu holen, so ließ er einen großen und berühmten Zauberer kommen. Dieser Mann war ein Kollege von ihm, es war der Herr Amtsgerichtsrat Käsebier, der wirklich wunderbar zaubern konnte. Er machte großartige Kartenkunststücke, konnte Geldmünzen verschwinden lassen und holte in Gesellschaften den Damen Eier und Apfelsinen aus Naslöchern. Als er kam und in das Zimmer des braven Anton geführt wurde, ging dem Zauberer das Herz auf über die Denkmäler deutscher Kunst, die er da zu sehen bekam. Sinnreiche Sprüche, auf Kistenbrettern eingebrannt, hingen an den Wän-

den, reizvolle Lichtbilder mit Ereignissen aus dem „Trompeter von Säckingen" zierten die Fenster, Kerbschnitt und Nagelarbeit gaben der ganzen Einrichtung den verklärenden Schimmer künstlerischer Ausgestaltung von der Sitzgelegenheit bis hinab zum Nachttopfdeckel. Der Zauberer Käsebier begrüßte den Anton, schloß sich mit ihm ein, hieß ihn aufstehen und sich ankleiden. Alsdann zog er ein zierliches Rohrstöckchen hervor und sprach: „Lieber Anton, dies ist mein Zauberstab!" Die Eltern, die ängstlich und besorgt vor der Türe standen, hörten alsbald, daß Anton ein fürchterliches Geheul und Gebrüll anstimmte, und nickten sich bedeutungsvoll zu, weil sie wußten, daß die Wunderkur schon im besten Gang war.
Nach einiger Zeit kam der Zauberer Käsebier mit dem Anton wieder zum Vorschein. Anton rieb sich seinen Allerwertesten, sodaß die Eltern annehmen mußten, der böse Geist sei wohl an dieser Stelle von ihm gewichen. Der Zauberer sagte sodann zu dem Herrn Oberamtsrichter: „Wertgeschätzter Herr Kollege, ich ersuche Sie ergebenst, mir den Anton noch auf eine kleine Stunde anzuvertrauen. Ich will noch ein wenig mit ihm lustwandeln und ihm mancherlei Dinge zeigen, die ihm nützlich sein können." Hierauf nahm er den Anton an der Hand und ging mit ihm vor die Stadt. Sie wanderten zusammen in den Wald auf Wegen, die der brave Anton früher noch niemals betreten hatte. Immer tiefer und dunkler wurde das Gehölz, die Bäume standen immer dichter, oftmals hinderte das Gebüsch ihren Schritt, so daß sie nur mit Mühe und

Anstrengung vorwärts kamen. Endlich gelangten sie an ein sonderbares Haus mit vergitterten Fenstern. Der Zauberer Käsebier ließ den Klopfer auf die eisenbeschlagene Tür fallen, worauf sofort im Innern eine alte Dame zu schimpfen und ein Hund wütend zu bellen begann. Der Schlüssel wurde gedreht, und die Tür öffnete sich mit lautem Knarren und Quietschen. Zugleich erschien auch ein altes Weib, das wahrhaft scheußlich anzusehen war, denn es hatte eine lange, krumme Nase, auf der eine große haarige Warze saß. „Guten Abend, gnädige Frau," sagte der Zauberer. „Hier bringe ich dem Herrn Oberamtsrichter seinen Aeltesten, der soll sich einmal Ihre Menagerie ansehen und möchte einmal in Ihren Zauberspiegel gucken. Komm her, Anton, gib einmal die Hand. Die alte Tante ist die Hexe Dementia praecox. Ein hübscher Name, nicht?"

Anton bekam es mit der Angst, als er die harte, knochige Hand des Alten anfaßte und sie ihn mit ihrem zahnlosen Mund angrinste. Wie erstaunte er aber erst, als die Hexe einen Besen zwischen ihre Beine nahm und darauf herumgaloppierte, wie auf einem Reitpferd! Käsebier und die Hexe unterhielten sich zunächst vom Wetter, von den hohen Fleischpreisen, dem Kurs der Kriegsanleihe und der Neuorientierung in der Politik. Inzwischen hatte Anton die Gelegenheit, sich in dem Zimmer der alten Dame umzusehen. An den Wänden hingen grauenhafte Bilder von Kubisten, sonderbares und krauses Gerät, Retorten und Kolben standen umher, an der Decke baumelte ein

ausgestopftes junges Krokodil. Ein mächtiger Ofen mit schwarzem Rauchfang stand in der Ecke des Zimmers. Ueberall saßen Vögel, Raben, Elstern, Stare, die einen entsetzlichen Lärm machten. Die Hexe öffnete nun eine Türe und schob Anton in einen düsteren Gang. Da es etwas sonderbar roch, prallte Anton zurück, die Hexe aber drängte ihn vorwärts und redete ihm zu, er solle keine Furcht haben, es geschehe ihm nichts Böses. Anton, der sich nach und nach von seinem Schrecken erholte, gewahrte alsbald, daß er in einer langen, ausgedehnten Menagerie war. In Käfigen saßen oder standen viele Tiere und zwar ohne Ausnahme solche, die sich in der menschlichen Gesellschaft wegen ihrer geistigen oder sittlichen Eigenschaften keines großen Ansehens erfreuen. Da waren Esel, Kamele, Ochsen, Kälber, Rhinozerosse, Schafe, Gänse, Faultiere, Schweine und Affen mit unappetitlichen Hinterquartieren.

„Sieh Dich gut um," sprach die Hexe zu Anton. „Das sind lauter Herrschaften, die in ihrer Jugend unpassende Bücher gelesen und sich damit zeitlebens den Hirnkasten verdorben haben. Zur Strafe habe ich sie in Viecher verwandelt. Das Kamel hier zum Beispiel hat die Werke des großen Deutschen Hegel studiert, dieses Rindvieh den Magus des Nordens, Herrn Strindberg, die Sau dort hat den göttlichen Gabriele d'Annunzio gelesen, den begeisterten Sänger des sacro egoismo, das Stinktier dort war ein Verehrer von Tolstoi, dem geschätzten russischen Poeten und Sozialpolitiker, die Gänse in diesem Stall waren Damen,

die die seinerzeit so beliebten vlämischen Dichter verehrten, diese charaktervollen Mitteleuropäer, Maeterlinck und Verhaeren. Daß Du vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt geblieben bist, verdankst Du allein dem großen Zauberer Käsebier. Er hat Dich wenigstens von der Drehkrankheit geheilt, die Dich ergriffen hatte, nachdem Dir das verbotene Buch in die Hände gefallen war. Ganz gesund wirst Du nicht mehr werden, das sag ich Dir gleich. Einen Fimmel wirst Du zurückbehalten. Ich will Dir im Bilde zeigen, welches Glück Dir beschieden gewesen wäre, wenn Du Deinem guten Vater gehorcht hättest. Laß uns diesen traurigen Ort verlassen und in meinen Salon zurückkehren."

Die Hexe schritt nun mit Käsebier und dem braven Anton in das vordere Zimmer zurück. Sie stellte hierauf einen Spiegel in die Mitte des Raumes, streute Räucherwerk auf den Boden, daß ein seltsamer bläulicher Dampf aufwirbelte, und murmelte einen unverständlichen Spruch. „Schau in den Spiegel, Anton! Was erblickst Du?" fragte die Hexe. „Eine hochherrschaftliche Villa mit einem Vorgarten und einem Automobil vor der Türe," erwiderte Anton mit schwärmerischen Augenaufschlag. „Jawohl, das stimmt," sagte die Hexe. „Des Vaters und des Schwiegervaters Segen baut den Kindern Häuser! Wenn Du in dem verbotenen Buch nicht gelesen hättest, so hättest Du Dein Glück gemacht. Du wärest Kunstprofessor geworden oder Bankdirektor oder Regierungsassessor, also ein Mensch, der von bürgerlichem Recht keine Ahnung hat, Du hättest eine reiche Frau be-

kommen und jenes anmutige Schlößchen wäre Dein Eigentum geworden. Nun aber, da Du unfolgsam warst, da Du den Rat Deines klugen, erfahrenen Vaters mißachtet und von dem Zauberkraut gekostet hast, wirst Du wandeln in der Schar der Unseligen und Verdrehten, in den Niederungen des Lebens, woselbst immerdar sein wird Heulen und Zähneknirschen." Das beseligende Bild im Zauberspiegel verschwand, die Villa mit dem Automobil zerging in Nebel, Anton tat einen tiefen Seufzer und zog sein Taschentuch hervor, um sich die Tränen abzuwischen. Käsebier aber verabschiedete sich von der Hexe und ging mit Anton wieder heimwärts. Anton sprach kein Wort. Tief in Gedanken schritt er dahin, einem unabwendbaren Schicksal entgegen. Zu Hause warf er sich abwechselnd seinem Vater und seiner Mutter an die Brust und weinte bitterlich vor Reue. Die Eltern verziehen ihm, weil sie das Unglück, das geschehen war, doch nicht mehr wenden konnten.

Anton blieb weiter auf dem Gymnasium. Er war brav wie immer und mied von nun an gänzlich den Umgang mit dem bösen Friedrich. Und wie es kommen mußte, so kam es. Unbarmherzig rollten sich die Ereignisse nach dem Kausalitätsgesetz ab. Anton bestand das Maturitätsexamen und verfiel dem Studium der Rechtswissenschaft. Alsdann trat er in den Justizdienst ein. Er, der zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt hatte, wurde nicht Kunstprofessor, nicht Bankdirektor und nicht Regierungsassessor, auch nicht Uebermensch, was er noch in der Prima geträumt hatte,

sondern Amtsrichter, nachdem er zwölf lange Jahre auf die Anstellung gewartet hatte. Als er die vorgeschriebene Anzahl Hosenböden durchgerutscht hatte, erhielt er einen Orden und heiratete ein Fräulein aus Darmstadt, das, wie fast alle Darmstädterinnen, Mathilde hieß. Später kriegte er die Hämmorhoiden, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.

Die Windmühle des Coryphan

Von Hugo Engelbert Schwarz

Sie stand auf der schottischen Heide, die sich unermeßlich von Westen nach Osten hin erstreckte, einsam und gespenstisch, und wenn ihre riesigen Flügel im Winde rauschten und diese Musik sich mit dem Getöse des Meeres vermählte, das von Norden her an Klippen und Gefels herandonnerte, dann mochte einer wohl glauben, dieses sei des Teufels Windmühle.

Toryphan war schon lange im Land. Kein Mensch wußte, woher er gekommen war. Er selbst hat niemals gesprochen von Eltern oder Geschwistern oder von einer Heimat. Er war da, ohne daß ihn jemand hätte kommen sehen, und seine Windmühle stand seit Menschengedenken. Keiner hätte sich erinnern können, daß es eine Zeit gegeben hätte, da sie nicht dagestanden hätte. Von Toryphan konnte keiner sagen, ob er jung oder alt sei. Es war ein hochgewachsener Mann mit langen Haaren und mächtigem Bart. Sein Mund war lüstern und seine weißen Zähne blitzten wie Blinklichter, wenn er des Nachts aus der Mühle trat und an das Ufer des Meeres ging. Da spähten seine wilden Augen in die Nacht, bis das schwarze Schiff heranrauschte, das ihm schweigend seine Fracht auslieferte. Niemand wußte, was in diesen schwarzen Säcken verborgen war, die Toryphan am Rücken in seine Mühle trug. Aber es ging ein leises Stöhnen und Seufzen aus von ihnen, wenn Toryphan sie in seinem Vorratskeller abwarf. Das schwarze Schiff aber lichtete noch die Anker, bevor der Tag graute und verschwand in den hohen Wellen-

bergen, die von Island her an die schottische Küste eilen, unermüdlich und finster, wie das Schicksal. —
Die Windmühle war weithin sichtbar ins Land, doch mußte man meilenweit wandern bis zum nächsten Weiler, der im Schatten der Burg des Ritters Simpaß lag. Der Weiler aber hieß Yve. Die Männer von Yve waren dem Ritter Simpaß untertan und litten schwer an dem Zehnten, den sie rechtzeitig liefern mußten. Denn Simpaß war hart und unerbittlich. Die Männer von Yve bestellten ihr Feld, die Frucht aber brachten sie zu Toryphan, der sie zu Mehl zermahlte. Es war ein schweres, schönes Mehl, das die Männer von Yve erhielten, und es war wohlfeil, denn Toryphan begehrte nichts als eine junge Ziege, die ihm gebracht werden mußte an dem Tage, dem der volle Mond folgte.
Als der junge Simpaß Einzug hielt in die Burg seiner Väter, beschloß er die Zügel der Herrschaft, die schon locker geworden waren in der Hand des greisen Vaters, straffer zu ziehen. Er zog umher in den Grenzen seiner Herrschaft und alle huldigten ihm; als er jedoch auf die Heide hinausritt, damit ihn Toryphan als seinen Herrn erkenne, fand er die Windmühle verschlossen. Kein Hauch regte sich über der weiten See und der Heide. Und doch drehten sich die Flügel der Windmühle in rasender Eile. Toryphan aber saß auf dem Dache und rief: „Die Heide ist mein, wie Deine Seele, Simpaß, die ich mir hole, wenn Deine Zeit um ist!“ —
Das machte den jungen Ritter zürnen, und er befahl seinen Knechten, die Windmühle zu brechen und dem Erdboden gleich zu machen.

Er selbst spornte sein Pferd und ritt mit erhobenem Schwert gegen Toryphans Mühle. Im nächsten Augenblick blieben die Flügel stehen, aus der Mühle ertönte ein gräßliches Stöhnen, als ob alles Leid der Welt sich jetzt Luft machte. Der Ton war so furchtbar, daß allen die Haare zu Berge stiegen. In panischem Schrecken wandten sich die Rosse und rasten zurück über die Heide nach Yve. Allen aber tönte im Ohr das gellende Lachen Toryphans, der auf die Heide getreten war und sich die Seiten hielt. Von dem Tage an gehörte ihm die Heide unbestritten. Der Ritter Simpaß mußte diesen Posten streichen. Den Zehnten, der ihm entging, wälzte er über auf die Männer von Yve.

Toryphan lebte einsam Jahr für Jahr, bis es ihm gut schien, ein Weib zu nehmen. Und als die Männer von Yve kamen mit ihrem Korn, da sagte er ihnen: „Sobald der Tag kommt, bevor der volle Mond über der Heide schwebt, bringt Ihr mir das schönste Mädchen von Yve. Die Ziege sei Euch erlassen für ein Jahr." —

Und Toryphan blickte die Männer von Yve an, daß ihre Haare weiß wurden und jeder Gedanke an Betrug verflog. Am bestimmten Tage aber stand Blé vor der Windmühle. Sie war noch nicht siebzehn. Ohne Furcht stand sie da in ihrer jungen Schönheit, kaum daß sie erbebte als Toryphan aus der Mühle trat, sie in seine Arme nahm und hineintrug in sein Gemach. Zur selben Stunde hob ein frischer Nordost an, der in die Flügel der Mühle blies, dreißig Wo-

chen ohne Unterlaß. Und als Toryphan satt war, da hieß er sein Weib Blé sich vor die Türe setzen und ihr Haar strählen. Er aber blickte in die Heide hinaus. Dann ging er vergnügt seiner Arbeit nach.

Blé reckte sich und streckte sich und breitete ihr goldenes Haar aus in der Sonne. Traumverloren blickte sie ins Weite und sann und sann. Ihr Erinnern aber war verloschen. Sie wußte nur, daß sie Toryphans Weib war. Ihre Heimat Yve hatte sie vergessen. Sie war nur Weib und fühlte, daß Toryphan sie zur Mutter gemacht hatte. Und sie dachte an ihr Kind. Mit diesen Gedanken umfing ihr Blick die Heide, die unfruchtbar zu ihren Füßen lag. An diesem Tage löste sich ein Gewächs vom Boden der Heide und als drei Tage um waren, stand die Heide voll rotem Buchweizen. Wer aber des Teufels Zeichen auf der Stirne trug, wußte, daß die Heide voll Blut stand. Blé war unschuldig und bestaunte das Wunder. Toryphan ging nun oft durch die Heide und schätzte, daß in wenigen Tagen der Buchweizen reif sei und er bestimmte den Tag, an dem er ihn mähen wollte.

Da geschah es, daß Simpaß, der Ritter, auf die Heide ritt. Bis auf einen kleinen Dolch war er ohne Waffen. Nur sein Hund Wite war bei ihm. Er war das erste Mal wieder auf der Heide seit dem Tage, den keiner vergessen hatte. Obwohl ihm graute, ritt er immer weiter, bis er zur Windmühle kam. Die Türe stand offen und Wite, der Hund, schlug an. Da trat Blé aus der Tür und staunte, als sie Simpaß sah, der ein blonder Recke war mit blauen Augen und heller Stirn.

Da überkam es sie wie ein blasses Ahnen, es wäre einer, den sie schon gesehen hatte. Und als Simpaß sie ritterlich begrüßte, da trat sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand und lud ihn ein vom Pferde zu steigen. Er stieg ab, band das Roß an einen Pflock und schritt nun mit Blé um die Mühle herum zu der Stelle, wo sich das nordische Meer den Blicken auftat. Aber Simpaß hatte kein Auge für die Schönheit der See, er sah nur Blé, ihre herrliche Gestalt, ihre verlangenden Formen und ihre weiße Haut, die durch ihr Gewand schimmerte, wie der Schnee auf den Gipfeln nordischer Berge. Blé wiederum konnte die Blicke nicht abwenden von Simpaß, der ganz anders war, wie Toryphan, der auf der Heide draußen war und den Buchweizen mähte. Sie schien sich Simpaß so ähnlich und ein dämmerndes Verlangen schlich in ihr Herz das sagte: Ich muß ihm gehören. —

Der junge Ritter mußte das fühlen und er bog sich über Blé, die sich ihm öffnete, ohne zu erröten. Das Meer rauschte die ewige Melodie und die Sonne sank in den blutigen Westen. Auf der Heide waren zwei Menschenkinder noch immer eng verschlungen, sprachlos und selig. Da sprang Wite, der Hund auf und heulte. Ein Sausen ging durch die Luft und der blutige Schädel Wites rollte vor die Liebenden. Toryphan stand vor den Entsetzten und schwang die greuliche Sense.

Der arme Simpaß war ein kalter Mann. Sein Blut aber dampfte über der Heide.

Toryphan hatte Blé erfaßt und trug sie in seine Mühle.

Die drohte mit ihren ungeheuren Flügeln der armen Blé, vor deren tränenlosen Augen alles versank; das Meer und die Heide glotzten sie noch einmal an im roten Abendlicht, dann schlug Toryphan die Tür hinter sich ins Schloß. Er sprach kein Wort.

Wortlos kauerte Blé auf ihrem Lager. Toryphan aber stieg in seinen Keller und holte drei schwere schwarze Säcke herauf. Die stellte er vor Blé hin. Dann gab er ihr den Dolch des Simpaß in die Hand und gebot ihr, die Säcke zu öffnen. Sie öffnete den ersten: da fielen die Seufzer der Weiber heraus, die ihre Männer verraten hatten. Es waren blutige, schwere Seufzer, verzerrt von der Wollust, gejagt vom Entsetzen.

Sie öffnete den zweiten: Da fielen die Verwünschungen der Männer heraus, die schwache Weiber verführt hatten. Es waren tolle, vergebliche Verwünschungen, gestachelt von Geilheit, versteinert von Todesangst.

Sie öffnete den dritten: Da fielen heraus die Tränen der gemordeten Kinder. Es waren unschuldige, unermeßliche Tränen, die Seufzer und Verwünschungen zu ertränken drohten.

Toryphan setzte die Mühle in Gang. Dann holte er den Leichnam des Ritters und warf ihn vor Blés Füße. Sie aber stürzte sich über Simpaß und küßte sein Haar und küßte seinen toten, kalten Mund. Toryphan aber begann schweigsam das Korn der Männer von Yve in den Mahltrichter zu schütten. Hin und wieder goß er aus den drei Säcken hinzu, soviel als ihm gut schien an Seufzern, Verwünschungen und Tränen, endlich faßte er des Simpaß Körper und

schleifte Blé mit sich an ihrem goldenen Haar, das blutig war von den Wunden des Ritters. Und Tod und Leben schleuderte Torpyhan hinein in den Schacht, an dessen Ende ungeheure Mühlsteine ihren Dienst verrichteten. Ein leises Wimmern aus Blés Munde drang noch aus der Tiefe. Dann zersplitterten die Knochen.

Aber Torpyhan schüttete in den Trichter das Korn der Männer von Yve. Es war ein schweres schönes Mehl, das die Männer von Yve diesmal erhielten, schwerer und schöner als es je gewesen war. Wer aber aß von diesem Mehl, blieb traurig, bis ihn der Tod erlöste.

Torpyhan konnte Blé nicht vergessen. Des Nachts, als das schwarze Schiff vor Anker ging, warf er sich in die See, schwang sich an Bord und riß die Anker auf. Der Sturmwind aber trug das Schiff davon. Kein Mensch hat mehr von ihm gehört.

Die Männer von Yve aber fanden die Türe der Windmühle verschlossen. Jetzt steht sie leer und einsam auf der Heide in einem Meer von Buchweizen. Zerbrochen sind die Flügel, mit denen der Wind sein Spiel treibt. Des Nachts aber ertönt ein Seufzen, ein tolles Verwünschen und lautes Weinen. Das dauert, bis der Tag erwacht . . .

Dies ist die Geschichte von der Windmühle des Torpyhan.

Das Kleid des fremden Gauklers

Von Paul Zifferer

Es kam einmal in ein kleines Städtchen ein fremder Gaukler, der also Macht hatte über die Menschen, daß sie lachen mußten, wenn er lachte und weinen, wenn er weinte. Er setzte ihnen sein Gesicht auf, das bald traurig war, bald lustig, er zog es ihnen über ihr eigen Antlitz, daß es darauf haften blieb wie eine festgefrorene Maske. Aber sie merkten es nicht und erzählten zu Hause, wie gar fürtrefflich der fremde Gaukler gespielt habe, so daß man seine Possen konnte für die Abschilderung der Wirklichkeit nehmen.
Und wollte jeder gerne hinter die wunderbare Beherung kommen.
Stand aber hinter dem fremden Gaukler ein großer Zauberer, der ihn lachen und weinen machte und an straffen Fäden hielt, genau so, wie der Gaukler die Menge hielt, daß sie an seinen Fäden zappeln mußte.
Und trug der fremde Gaukler in jeder seiner Rollen ein besonderes Kleid: Ein schwarzes für die Traurigen, ein scheckiges mit vielen Glöckchen für die Lustigen, ein himmelblaues mit weißen Litzen und Schnallenschuhen dazu, wenn er einen Ritter vorstellte, einen Hermelinmantel, wenn er ein König war.
Manchmal trug er auch ein rosenrotes Kleid. Und ein rosenrotes Mädchen saß dann ganz vorne in der ersten Reihe und blickte in seine Augen, indes er auf dem hohen, hölzernen Gerüste, in zierlichen Versen von der Liebe sprach. Später mußte er die Verse in einem heimlichen Garten wiederholen.

Da aber das rosenrote Mädchen viel lieber selbst wollte bunte Gewänder tragen und glitzernden Flitterkram, geschah es, daß der arme Gaukler gar bald in schlimme Not geriet, weshalb er keinen anderen Ausweg fand, um nicht in den Schuldturm gesperrt zu werden, als seine schönen Kleider zu verkaufen, eines ums andere. Das rosenrote aber gab er als letztes her.

Nun zeigte sich's freilich, daß die Behexung des fremden Gauklers auch in den Kleidern saß: Sie paßten jedem, als hätte der Stadtschneider sie dem einen und dem anderen genau angemessen, wie auch sein Körper mochte beschaffen sein. Und wuchsen ganz fest, daß man sie nicht konnte vom Leibe reißen.

Weil aber jeder das Kleid gewählt hatte, das ihm gefiel, ob es ihm auch gar nicht zukam, sah man einfache und demütige Menschen nun voller Hoffart und Dünkel durch die Straßen stelzen und mancher, der ehegestern milde Gaben angesprochen, griff jetzt nachlässig ein Goldstück aus dem Beutel. Es paradierten Toren im Doktorhut, während weise Männer Schellen trugen. Und wurde der im schwarzen Kleid traurig, ob er gleich bisher den lieben Tag lang gelacht und gesungen und der im buntscheckigen Kleid wurde übermütig, ob er gleich die Nachbarn mit seinen Klagen über das garstige Leben stets arg belästigt hatte. Und der im blauen Kleid mit den weißen Litzen, dessen Feigheit der ganzen Stadt oftmals war sichtbarlich geworden, zog jetzt wider den Feind und hieb tapfer mit seinem Schwerte ein, ob er auch ehedem kein Blut hatte schauen können. Der im Hermelinmantel aber

maßte sich königliche Rechte an, wenngleich er niederer Herkunft war. Und die Menge gab sich zufrieden, weil er den Mantel trug.

Spielte jeder die Rolle, die seinem Kleide gemäß war. Wie ehedem stand der fremde Gaukler auf s' nem Gerüste und lachte und weinte wie ehedem. Aber die Menge sagte, er mache seine Sache schlecht und sie wiesen auf die anderen hin, die seine Kleider trugen und sagten, so müsse man es machen. Und wußte doch der arme Gaukler, daß sie alle seine Geschöpfe waren: der König und der Ritter und der Narr; wußte aber nicht, daß er selbst wieder ein Geschöpf des großen Zauberers war, der ihm seine Masken vors Antlitz hielt und dessen Rollen er tragierte.

Schimpflich zog er ab. War alles Volk aufgebracht wider ihn, weil er seine Kunst nicht verstünde und gar so ein schlechter Gaukler sei. Und wie er an dem heimlichen Garten vorüberkam, stand das rosenrote Mädchen gerade in der Jasminlaube und schlang die Arme um einen Gesellen, der ihm ähnlich sah, wie ein Bruder. Hatte seine Bewegungen, sprach seine Worte und trug des fremden Gauklers rosenrotes Kleid.

Das freche Radium

Von F. Greipel, k. u. k. Linienschiffsleutnant

Im Laboratorium des gelehrten Mannes waren verschiedene Gegenstände aufgestellt, über welche er eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben wollte: Ein Telephon, ein Phonograph, ein Marconi-Telegraph, ein Röntgen-Apparat und ein halbes Milligramm Radium.

Diese fünf hatten gar nichts zu tun und je länger der gelehrte Mann über sie schrieb, desto mehr langweilten sie sich.

„Wozu schreibt dieser Professor eigentlich über uns? Sind wir denn nicht schon genug bekannt?!" rief das Telephon.

„Ich wenigstens schon!" sagte der Phonograph.

„Ich durchschaue die Geschichte!" mischte sich der Röntgen-Apparat ein, „weiter sag' ich nix."

Das halbe Milligramm Radium beteiligte sich nicht an der Unterhaltung. Es träumte eben von einer Marienbader Kur, denn es hätte gar zu gern ein wenig abgenommen.

„Über mich ist einst besonders viel geschrieben worden," nahm der Phonograph wieder das Wort, „jetzt brauche ich das nicht mehr, man kennt mich überall zur Genüge, ja, man liebt mich sogar, weil ich so amüsant bin."

„Halloh!" rief das Telephon, „das klingt ja sehr selbstbewußt! Ich für meinen Teil bin damit zufrieden, daß kein praktischer Mensch mehr ohne mich existieren kann."

„Wenn Sie wüßten . . .!" lächelte der Röntgen-Apparat geheimnisvoll; näher erklärte er sich aber nicht.

Der Marconi-Telegraph schwieg. Es schien, als lauschte er den Geräuschen, welche aus dem Getriebe der Stadt herauf in die stille Gelehrtenstube drangen. Er war

überhaupt ein merkwürdiger Geselle: Sein schwärmerisches Gemüt beherrschte ihn ganz. Nur ab und zu, wenn eine verwandte Gefühlswelle zu ihm heranlief, trat auch er mit der irdischen Wirklichkeit in Kontakt.

Das gefiel dem Röntgen-Apparat sehr. Dieser lächelnde Weise vermied es natürlich geflissentlich, sich an allzu eingehenden Gesprächen zu beteiligen. Nur hie und da eine halblaute Antwort, oder eine nebelhaft verschwommene Andeutung, das war ihm das Liebste. Freilich konnte er öfters nicht umhin, eine besondere Entdeckung auszuplaudern, doch mitten im Satze brach er wieder ab. Einzig und allein mit dem Marconi-Telegraphen hätte er mehr gesprochen, weil ihm dieser gar so sympathisch war, doch gerade der blieb meist in tiefes Schweigen versunken.

Das halbe Milligramm Radium erwachte aus seinen Träumen.

„Guten Morgen, Leute!" rief es laut und kräftig, als hätte es ein viel größeres Gewicht.

Das Tel-phon und der Phonograph sahen sich verwundert um, weil sie die kleine Menge Radium bisher noch nicht bemerkt hatten.

„Wer dort?!" fragte das Telephon endlich neugierig.

„Hier ein halbes Milligramm Radium!" äffte dieses die Sprechweise des Fragers nach.

„Na, das steht dafür!" schimpfte der Phonograph, „ein halbes Milligramm Radium — und so ein Geschrei!"

„Sie, wenn Sie wüßten . . .!" klang es zögernd vom Röntgen-Apparat herüber.

Da regte sich etwas im Gemüte des Marconi-Tele-

graphen. Ein Kribbeln und Vibrieren ging durch seinen Körper.

„Radium, Radium . . .," sann er, „davon muß ich schon gehört haben!"

„Sehr interessant . . . ungemein . . .!" ließ sich der Röntgen-Apparat wieder hören.

„Na, wie geht's Euch Leute?!" rief das halbe Milligramm Radium.

„Ja, warum schreien Sie denn eigentlich so?!" fuhr der Phonograph auf, weil er sich über die sonderbare Ansprache ärgerte.

Auch im Telephon kochte es, nur hatte dasselbe nicht herausgebracht, wo denn das halbe Milligramm Radium eigentlich läge.

„Ich schreie nicht," erwiderte dieses, „sondern ich gebrauche nur meine natürliche Stimme, die, Gott sei Dank, so stark ist."

„Wir sind das aber nicht gewöhnt!" wehrte sich das Telephon, nachdem es schließlich das Radium entdeckt hatte.

„Ihr werdet Euch noch an viele Neuerungen gewöhnen müssen!" lachte das halbe Milligramm Radium.

„Ein unverschämter Kerl!" raunte der Phonograph dem Telephon ins Ohr.

„Ein gefährlicher Umstürzler!" grollte das Telephon zurück.

„Wo habe ich doch nur schon dieses Radium kennen gelernt?!" grübelte der Marconi-Telegraph.

Der Röntgen-Apparat freute sich unbändig. Da gab es einmal so eine interessante Sache, die zu durchschauen wirklich der Mühe wert war. Er lächelte daher

schlau in sich hinein und warf ab und zu einen windschiefen Blick zu dem feinen Porzellantiegel hinüber, in welchem das halbe Milligramm Radium vor Vergnügen strahlend lag.

„Wird unser Professor auch über Sie schreiben?" erkundigte sich der Phonograph und wollte damit zeigen, wie wenig Bedeutung er dem Radium beilegte.

„Er schreibt nicht nur ‚auch' über mich," erwiderte das halbe Milligramm Radium verächtlich, „sondern er schreibt hauptsächlich über mich. Ob dabei etwas Vernünftiges herauskommt, kann ich natürlich nicht versprechen." Dann lächelte es so aufreizend, daß sich das Telephon nicht länger zurückhalten konnte.

„Sagen Sie mir einmal," rief dieses wütend, „waren Sie immer so impertinent?!"

„Freilich," gab ihm das Radium höhnisch zur Antwort, „seitdem die Welt existiert, war ich es und werde es bleiben, bis sie untergeht, vielleicht sogar noch länger!"

„Aha, aha . .!" flüsterte der Röntgen-Apparat, dessen Blicke sich bei der unausgesetzten Beobachtung des kleinen Körpers kreuzten.

„Reden wir nicht mehr mit dem frechen Kerl!" sagte der Phonograph zum Telephon, „er scheint völlig übergeschnappt zu sein!"

Der Marconi-Telegraph überhörte diese Kontroverse gänzlich, weil er noch immer darüber nachdachte, wo er denn dieses Radium kennen gelernt hatte. Endlich entschloß er sich zu einer direkten Frage:

„Verzeihen Sie, sind wir einander nicht schon irgendwo vorgestellt worden?"

„Höchstwahrscheinlich!“ sagte das Radium derb, „vielleicht sind wir sogar verwandt?!“
Jeder andere würde sich nun bemüht haben, dieser eventuellen Verwandtschaft nachzuspüren, der Marconi-Telegraph aber versank plötzlich wieder in sein schwärmerisches Brüten, ohne auch nur einen Moment auf seine nächste Umgebung zu reagieren.
„Nein, so etwas Interessantes . . .!“ hauchte der Röntgen-Apparat, unterbrach sich aber gleich selbst und schielte wieder unverwandt zum Porzellantiegel hinüber.
„Ihr seid aber ganz merkwürdige Leute!!“ rief das halbe Milligramm Radium aus, „mit Euch läßt sich wirklich kaum ein vernünftiges Wort reden!“
Und als es von keiner Seite eine Antwort bekam, fuhr das Radium fort:
„Ich kann nicht so ruhig liegen, ich muß mich aussprechen, denn diese geistige Stagnation, welche Euch scheinbar so angenehm ist, halte ich einfach nicht aus!
Wißt Ihr, woher ich komme? Nein? Na also: Ich komme von der goldigen Sonne her, oder, wenn Euch das nicht recht sein sollte, so nehmt an, ich käme vom silbernen Mond! Wann ich anfing zu sein und wann ich aufhöre, habe ich Euch ohnehin schon gesagt, hoffentlich habt Ihr es behalten!
Und wißt Ihr, was ich mache? Ich arbeite! — — Ach, Ihr habt ja alle miteinander keine Ahnung, was das heißt: Arbeiten! Immer, unaufhörlich, nach allen Richtungen hin arbeite ich, es liegt ja so unendlich viel Kraft in mir, so viel intensives Wollen und Können!
Und wißt Ihr denn auch, wie sehr sie mich freut,

diese Arbeit?! — — Unsäglich freut sie mich, sage ich Euch! Was könnt Ihr denn schaffen mit Euerer Schlappheit?! Heraus aus der Stagnation, Leute, macht es wie ich: Stürzt Euch in das wirkliche Leben, das Eurige ist ja nur halb! Laßt es hervorquellen, was die schöne Natur in Euch hineingelegt hat, hemmt nicht den Lauf der herrlichen Entwicklung, die durch das ganze Weltall strömt, werdet lebendig, so wie ich es bin, das bringt Euch Segen und Glück, weil Ihr fühlt, wie es immer und ewig vorwärts geht, stets im Licht, im hellen, strahlenden Licht der Sonne zu!!" —

Da geschah etwas Merkwürdiges:

Der Marconi-Telegraph begann zu vibrieren, zu zittern, und dies steigerte sich bis zu einem gewaltigen Schütteln, das sein Gefüge zu lösen drohte. Es war, als ginge ein Schluchzen durch den ganzen Körper.

Der Röntgen-Apparat spürte, daß bei seinem verehrten Genossen etwas los sei, er konnte aber nicht hinsehen, weil sein Blick auf dem Radium festgebannt blieb. Von einem Wegschauen war überhaupt nicht mehr die Rede; wie von einer geheimnisvollen Macht angezogen, mußte er dort hinstarren, wo sich ihm ein nie geahntes Werden offenbarte. Das strahlte und gedieh immerfort im gleichen Maß, als gäbe es weder Anfang noch Ende, und gälte es, das Weltall umzuwenden!

Dem Telephon erging es ähnlich. Eine unbegreifliche Sucht zu hören bekam es. Die empfindsamen Organe weiteten sich und deren zarte Membranen erbebten. Weit vorgeneigt schien der Apparat in unbewußter Gier nach Worten zu fahnden, die aus einer uner-

meßlichen Ferne zu ihm drangen. Und dieses leidenschaftliche Horchen schuf einen Zustand hochgradiger Überreizung, in welchem die geringste Schwingung Schmerzen verursachte. Es war ein durchdringender Ton, dessen Schallwellen sich ihm ins Gehör bohrten, ein Ton, so elementar und doch so vielsagend, daß dem Telephon die Sinne schwanden.

In kläglicher Verfassung stand der Phonograph da. Seine Walze wand sich in Krämpfen, ein Knirschen und Kreischen drang aus dem gequälten Körper, der Schalltrichter dehnte sich, bis er aussah wie ein glühender Schlund, dem irgend etwas Fürchterliches entsteigen sollte. Mit einem durchdringenden Schrei begann sich die Walze zu drehen. Zuerst langsamer, ruckweise, dann immer schneller und schneller, bis sie in rasendem Wirbel um ihre Achse flog. Aus dem Schalltrichter schleuderte es einen Wirrwarr von Worten, abgerissenen Sätzen, gequetschten Tönen und gräßlichen Lauten heraus, die um so häßlicher klangen, als dazwischen eine starke Stimme hervorbrach und von „Sonne", „Licht" und „Kraft" erzählte.

Als der wilde Tanz der Walze seinen Höhepunkt erreicht hatte, sprang diese plötzlich mit einem Krach entzwei.

Zu gleicher Zeit platzten im Telephon alle Membranen, der Röntgen-Apparat brach in der Mitte durch und der Marconi-Telegraph fiel mit einem letzten Aufschluchzen vom Tisch.

Was so ein halbes Milligramm Radium vermag . . .!

Die Hühnereier

Ein Märchen von Georg Ruseler

Man sollte es nicht für möglich halten, aber es gab doch einmal eine Zeit, da war der Esel der König der Tiere, und sie mußten es sich gefallen lassen; denn der Affe war Kanzler und der Ochse Kriegsminister, und das ganze Heer seiner Vettern stand ihm bei. Der Hahn diente als Oberkammerherr, und alle Schreiberposten im Lande waren von Hühnern besetzt; denn der Esel liebte die Hühner, weil sie so schöne weiße Eier legten, nicht zu groß und nicht zu klein, gute, regelrechte Hühnereier, die ganz unschuldig sind, weil immer nur zahme Küken herauskommen. Als nun der König sah, daß er groß und mächtig war, dünkte ihm, er sei auch ein Herr über die Geister, und er wollte, daß alle Leute in seinem Lande einen Glauben und eine Meinung haben sollten. Deshalb befahl er, alle Tiere, ob groß oder klein, hoch oder niedrig, vier- oder zweibeinig, sollten fortan Eier legen, einerlei Eier, und zwar Hühnereier. Darob entstand eine gewaltige Aufregung im Reich der Tiere; aber weil auf allen Wachen die Ochsen in doppelter Anzahl ihre drohenden Spieße aufpflanzten, mußte man den Mund halten und versuchen, ob man dem Gesetze nachkommen könnte. Nur einer hatte die Frechheit, seine Stimme dagegen zu erheben, das war der kleine Sperling; der schrie, der König solle doch einmal dem Kriegsminister und seinen Vettern befehlen, dem Volk in eigener Person vorzumachen, was das Gesetz verlange. Darob ward er vor Gericht gestellt, und das

entschied, es sei überhaupt nicht die Aufgabe der Ochsen, Eier zu legen, und deshalb sei der Spatz schuldig, die Majestät beleidigt zu haben. Dafür ward er totgetreten, und so mußte er fortan den Mund halten.

Danach ward der König noch kühner, und er befahl seinen Untertanen, nach der Hauptstadt zum Reichstage zu kommen; dort sollten alle erklären, ob sie Hühnereier legen wollten oder nicht. Und sie kamen getreulich, der Löwe und der Hund, das Schaf und das Schwein, die Taube und die Gans, und auch der Adler kam geflogen. Der König saß auf einem hohen Thron, der war aus lauter Hasenschädeln aufgerichtet, und trug einen Purpur, den hatten die vereinigten Schafe seines Reiches ihm geschenkt. Lautlose Stille lagerte über dem weiten Platze; zur Rechten des Herrschers stand der Ochse mit gesenktem Haupt, und seine Augen zeigten einen blutigen Schimmer. Zur Linken aber prunkte der Affe mit einem großen Stern und hatte ein Pergament in der Hand und las alle Namen vor. Zuerst ward der Löwe aufgerufen; der trat langsam an die Stufen des Thrones, und der Affe fragte ihn: „Seid Ihr gewillt, dem Allerhöchsten Befehle zu gehorsamen und fürder Hühnereier zu legen?“

Der Löwe antwortete nicht gleich; denn der Grimm schnürte ihm die Kehle zusammen. Nach einer Weile sagte er: „Ich will ein Stündlein Bedenkzeit haben.“ Damit ging er an seinen Platz. Der Hund aber rief: „Ob Hühnereier oder Enteneier, das gilt mir gleich! Der König, mein Herr, befiehlt, folglich lege ich Hüh-

nereier." Als das die Ochsen hörten, brüllten sie Beifall, und der König nickte gnädig ob der löblichen Gesinnung und senkte huldvoll seine Ohren. Nun gab es kein Halten mehr, der Hase, die Ziege, der Wolf, die Hyäne, das Schwein und das Kamel, alle eiferten dem ruhmvollen Beispiel des Hundes nach und erklärten feierlich, sie wollten Hühnereier legen.

Der Fuchs verneigte sich am tiefsten vor dem Thron und sagte: „Majestät, es wird mir eine Freude sein, Euch doppelten Zoll zu geben; ich habe zu Hause ganze Nester voll." Auch das Schaf beschwor, des Königs Willen zu tun; aber es hatte keine Ahnung davon, was es eigentlich versprach. Nun kam die Reihe an die Vögel, doch diese stimmten nur mit leisem Widerstreben zu; denn sie dachten daran, daß sie fliegen konnten. Die Taube meinte: „Ich finde, es ist reichlich viel von mir verlangt; aber ich will nicht widerstreben und ehrlich versuchen, das zu leisten, was man von uns fordert." Aber die Gans war sehr gekränkt und schnatterte: „Hühnereier? Wa — wa — was ist das? Das sind ja ga — ga — gar keine Eier!"

Als aber der Ochse einen Schritt vorwärts machte und mit den Hörnern drohte, da rief sie tief erschrocken: „Ba — Ba — Barmherzigkeit! Ich will mich ja zusammennehmen und auf mein Inneres einen Druck ausüben, und es sollen gewiß Hühnereier werden." Nun wurde der Adler vorgerufen. „Schwöre auch du, daß du Hühnereier legen willst," sagte der Affe. Der Adler aber wartete eine Weile mit der Antwort, und manch einem begann das Herz zu schlagen.

Die Brust des mächtigen Vogels hob sich, er schüttelte seine Flügel, reckte seinen Hals empor, und seine Augen funkelten. „Nein," rief er mit lauter Stimme, „ich will nicht! Es ist gegen die Natur eines Adlers, Hühnereier zu legen!" Und damit wandte er sich verächtlich ab, entfaltete seine Flügel und hob sich empor, dahin, wohin niemand ihm folgen konnte, den himmelhohen Felsen entgegen, wo er zu Hause war, und sein Gefieder glänzte in der Sonne. Der Esel erschrak bis ins tiefste Herz hinein; der Löwe aber donnerte: „Der Adler hat recht, es ist unter unserer Würde, Hühnereier zu legen." Damit sprang er zum Thron empor und packte den König und zerriß ihn; die Ochsen aber konnten es nicht hindern, denn sie waren eben Ochsen und begriffen erst lange nachher, was eigentlich geschehen war.

Von der Zeit an war der Löwe König der Tiere, und wenn er auch manche seiner Untertanen fraß, er verlangte doch nicht von allen, daß sie Hühnereier legen sollten.

Die Geschichte vom Herrn Schwanda mit dem Dudelsack

Von Hans Nagel

Es liegt im böhmischen ein Städtel, das heißt Strakonitz. Ein uralt Schloß steht dort mit Türmen und grauen Mauern, aber davon will ich nicht erzählen, auch nichts von den echt türkischen Mützen, die man jetzt dort macht, nur von einer alten Kuhhaut, die dort einmal hinter dem Hochaltar in der Kirche gehangen ist, und vom lustigen Herrn Schwanda.

Eigentlich war er gar kein Herr, der Schwanda, er war nur der Sauhirt von den Malteserrittern, und der hochwürdige Großprior hat ihn sogar einmal eine „blöde Röhre" geheißen. Das war damals, wie er aus einer aufgeblasenen Kuhhaut und ein paar Holzpfeifen dran ein Ding zusammengeflickt hat, das hat gebrummt und gequiekt, wenn er's unterm Arm gepreßt hielt. Nein! war das eine schöne Musik — tühöhtühöh —. Derweil ist seine Herde über die aufgelegte Bleichwäsch' geraten und hat sich auf dem schlohweißen Tisch- und Bettzeug der Ordensherren gewälzt. Der Schwanda hat nichts gesehen — tühöthühöh — auch nicht, wie der hochwürdige Herr Großprior herangehumpelt ist. Selig soll er ruh'n, der Herr Großprior, aber's Zipperlein hat ihn gebissen damals — tühöthühöh — den ganzen Weg. Auauweh! Der Hochwürdige hat dem Schwanda mit seinem Krückstock das Rückenmaß genommen, zweimal, dreimal — auweh! au — weil er über seinen Quäkbalg nicht auf die Säu gemerkt hat.

Was weiß denn so ein Großprior von schöner Musik.

Aber abends, wenn der Wenzel auf der Klarinette geblasen hat und der Schwanda seine Kuhhaut quetschte, da haben die Mädeln die Ohren und den Mund aufgesperrt, so hat's ihnen gefallen. Dudelsack haben sie das Ding getauft und getanzt haben sie darnach, den Hopser und den Schlapak. Ja! Ja! Die Mädeln sein gescheit und fein, gar die Marschenka, die mit den roten Backen und den Kohlglutaugen. „Herr Schwanda," hat sie gar zu ihm gesagt, und grad wie man sagt „Hochwürden Herr Großprior". Das war er aber auch, weil er sich den Dudelsack erdacht hat. „Die Marschenka ist eine üble Hexe," sagen die Mädeln von ihr, aber das ist sicher nicht wahr, das sagen sie nur, weil die Marschenka schöner ist als die anderen und so heiß küssen kann. „Mir ist sie sicher gut," hat der Schwanda gedacht, „sie hat ja zu mir gesagt ‚Herr Schwanda'."

Der Schwanda ist weit herum berühmt worden und hat mit dem Dudelsack auf allen Festen aufgespielt. Manchmal hat's ihm ein Käsel eingetragen, manchmal einen Branntwein, und wenn ein Reicher dabei war, hat er dem Schwanda wohl auch einmal einen leibhaftigen böhmischen Groschen geschenkt, den hat dann der Schwanda in den Hemdzipfel geknotet und dran gedacht, daß er sich mit fünf Goldgulden freikaufen wird. Soll dann die Marschenka recht haben, wenn sie sagt „Herr Schwanda".

Einmal, der Schwanda hat sich's nicht ausdenken können, da ist ihm aus der Herde die schönst' Sau abgegangen. Er hat gelockt, gerufen, er ist herum-

gerannt wie ein Narr, aber das Schwein war weg, ganz weg. Früher, manchmal hat ihn schon die Versuchung gepackt: „Schaff dir doch das Vieh selbst zu! Fett und Fleisch! wer weiß wie lang. Und erzähl dann eine Geschichte vom wilden Wehrwolf im Wald, wenn sie dich fragen." Aber der Schwanda hat's nicht getan gehabt und jetzt hat doch der Teufel die Sau geholt. So viel schönes Fleisch und Speck: Da hat sich der Schwanda hingehockt und hat geflennt.

Bald darauf hat er einmal heimgetrieben. Aus dem letzten Häusel hat ihm die alte Katscha, das Mutterle von der Marschenka, gerufen und ihm ein Stückel Räucherfleisch geschenkt. Jetzt hat der Schwanda gewußt, welchen Weg seine Sau gelaufen ist, und da ist er noch trauriger geworden. Die schöne Marschenka, erst hat sie ihm „Herr Schwanda" gesagt und dann —. Aber er hat den Happen heruntergewürgt und „Vergelt's Gott" hat er gesagt, wie sich's gehört, wenn wer einem was schenkt.

Am Abend ist er ins Dorf gelaufen und hat aufgespielt. Die Marschenka war auch da und hat mit einem getanzt. Und der Schwanda war durstig und das Trinken war ihm frei und vom Wasser wachsen im Magen Läus', drum hat der Schwanda Branntwein gesoffen, bis er um Mitternacht fortgetorkelt ist. „Ist der Weg heut eigen! — Oha! das ist ein Feldstein!" So ist's mit dem Schwanda gegangen über Stoppelfelder und Wasserfurchen und ein Huster ist ihm angekommen, daß die guten Fleischbrocken ihm wieder beim Maul herausgeflogen sind. Da war er

auf dem Kreuzweg beim Moor und auf dem Meilenstein vor ihm ist ein schwarzes Mannel gesessen, mit einem roten Hut, hat mit den Beinen geschlenkert und gefragt, ob der Schwanda nicht für gute Bezahluug spielen wollt? Na, freilich war der Schwanda dabei, — tůóh — tůóh — da ist um ihn eine Reihe zotteliger Bockskerle herumgesessen mit Ziegenhörnern und Kuhschwänzen, rechtschaffene Teufel, wie immer der Pfarrer gesagt hat. Es ist dem Schwanda warm geworden, aber gedudelt hat er immerzu — tůůhóóh — tůhóóh — und nur weilenweis aufgeblinzelt. Vom Tümpfel her sind Nebelfetzen in die Weidenkronen ringsum gekrochen und dann waren's keine Nebel, nur Männerschatten und Weiberschatten, von denen, die im Tümpfel ersoffen sind, den Spateck hat der Schwanda gekannt und den Hanikirsch. — Tůóhóh, tůtůhtůhhóh — óh — dem Schwanda ist's heiß geworden, aber er hat gedudelt und gedudelt. Plantsche, platsch — — da ist ein grauslicher, schwabbeliger Kerl angelatscht auf Entenfüßen. Ausgeschaut hat er, als wenn er aus Froschlaich und Kälbergestandenem[1]) gewesen wäre. (Sein Lebtag wird der Schwanda kein Gestandenes mehr essen können.)

„Aber," denkt der Schwanda, — „ist das nicht der Wassermann vom Tümpel?" Seine Babitschka hat's dem Schwanda oft gesagt, wie er ausschaut der Wassermann, und die Baba hat ihn ja oft gesehen. „Meiner Seel," hat sie damals erzählt, und wenn die Babitschka „meiner Seel" gesagt hat, hat man's schon glauben

[1]) „Gestandenes" ist ein volkstumlicher Ausdruck für Sulz.

können — manchmal. Platsch! hat's gemacht, da ist der Wassermann mit im Kreis gesessen, dem Schwanda grad zu Gesicht, und hat ihm herübergenickt, wie einem alten Freund. Die Augen hat der Schwanda zumachen wollen und doch nicht können und er hat den Wassermann anschauen müssen und je länger er hingeschaut hat, um so sicherer war's ihm, er selber war ja der Wassermann, aufgedunsen wohl und schleimig, aber er war's! Was — Nicht mehr denken hat der Schwanda können, nur gedudelt hat er — immerzu — tüühööh, tüühööh tüüüöhöhhh. In die Taschen hat der Wassermann gelangt, in den Hosen, die waren grauleinern mit Streifeln, gradso wie die vom Schwanda gewesen sind, und ein grüner Flecken war ihnen hinten eingesetzt, grad wie beim Schwanda. Eine dicke faule Kröte hat der Wassermann dann herausgelangt und der Schwanda hat's gewußt, wenn er jetzt in die Taschen greift, tut auch eine Krot drin sitzen. Wird der Tanz bald losgehen?" hat der Wassermann gefragt. „Quack, ich riech schon die Damens," hat die Kröte patzig drauf gesagt und der Wassermann hat sein Hausorakel wieder eingesteckt.

Jetzt ist aber sogar dem Schwanda der Atem ausgegangen. Eine Wolke ist heraufgezogen und darauf sind alte zumpelige Vetteln und resche junge Weiber auf Ofengabeln und Hausbesen dahergaloppiert und mittendrunter auf einer Sau, auf seiner schönen, fetten Sau, die alte Katscha und hinter ihr ist ihre saubere Tochter, die Marschenka, gehockt. Nix um haben sie gehabt und nix an, nicht einmal ihr Kopftuch. Ge-

schämt hat sich da der Schwanda, aber hingeblinzelt hat er doch, und es war ein schönes Mädel, die Marschenka, braun und prall. Wie alle beisammen waren, haben die Hexen ihre hölzernen Rösser zusammengeworfen und die Alte hat das feiste Schwein beim Schwanz gehalten, ihm dreimal auf die Schinken gepatscht und dazu gebrummt: „Trschia, trschizet trschevelek." Da ist das Vieh auseinandergefallen in lauter abgenagte Knochen.

Das war jetzt dem Schwanda zuviel. Seinen Dudelsack hat er hingehauen und seinen Lohn hat er haben wollen. Er tut nimmer mit. Gebrüllt hat das Höllenpack um ihn vor Lachen, nur die Marschenka hat ihm schön getan wenigstens um ein Tanzstückel und das schwarze Mannel hat gesagt: „Leg nur Dei'n Hut vor Dich, wirst schon zufrieden sein." Getan hat's der Schwanda, da hat's geklimpert und geklungen und Gold hat's geregnet, Goldgulden und silberne Rudolfstaler. „Hast genug! Kannst's eh nicht brauchen," hat der Wassermann geglurkst. Aber der Schwanda hat nichts drauf gegeben, jetzt war er reich und frei, jetzt wird er ein Herr, wie's die Marschenka gesagt hat, und hat Verbeugung um Verbeugung gemacht und aus tiefem, vollen Herzen hat er gesag: „Vergelt's Gott!"

Huhuhuhu! — Täng! — bruuuuummm — bum — bum. Feuer ist aus der Erde gefahren und Blitze haben gebrannt. Als ob die Höll' die Welt zersprengen wollt, rumpelt's, kracht's und heult's. Der Schwanda kriegt einen Hieb, daß ihm Feuerräder vor die Augen

ſpringen, und im gachen Schrecken taumelt er zur Erde.

Am anderen Tag haben ſie den Schwanda unterm Galgen gefunden. Mit den Zähnen war er in ein Büſchel Gras verbiſſen und die Nägel waren umgebrochen, wie er im Boden gekrallt hat. Sein Hut war fort, nur ſein Dudelſack iſt neben ihm gelegen. Für tot hat man ihn weggetragen und vor der Kirche aufgebahrt als ehrlichen Chriſtenmenſchen. Da hat er angefangen zu ſchreien und weinen und hat ſein Leid in die Welt gebrüllt.

Im roten Widerſchein vom Hexenbrand haben die grauen Schloßmauern von Strakonitz aufgeleuchtet. Die Katſcha und die Marſchenka haben's nicht glauben können, daß der Schwanda ſie im Rappel als Hexen beſchrieen hat, und haben geraunſt und gejammert „Nichts iſt wahr" aber die geſtrengen Herren haben mit Schraubſtock und Brennſtuhl nachgeholfen, bis die Weiber ſich zur Höllenfahrt verſprochen haben. Dreißig und drei Kirchenläuferinnen und Kindsmütter hat ihr Bekenntnis ins Verderben geritten, der Hexenhammer wird arg viel behalten müſſen.

Aber jetzt ſind die zwei Teufelsbuhlerinnen am Scheiterhaufen geſtanden und das dumme neugierige Volk hat ſich gefreut, wie Menſchenfett im Feuer ſtinkt. Auch der Schwanda war drunter, aber wohl iſt ihm nicht geweſen. Herumgedrückt hat er ſich ſcheu, wie eine Fledermaus am Tag. Noch einmal und einmal hat die Junge aufgeheult wie ein Tier, 's war aber dem Schwanda, als hatt's „Herr Schwanda" drein-

geklungen, da ist er fortgeschlichen und hat seinen Dudelsack, sein Liebstes, in der Kirche hinterm Altar aufgehängt. Dann ist er in die Felder gerannt.
Die Hexenasche hat der Henker in den Tümpel gestreut. Der Schwanda aber war fort. Einmal, am Abend war's, hat ihn der Wenzel beim Tümpel gesehen. „Schwanda, komm her!" hat er gerufen, aber der Fleck war leer. Da ist er zum Wasser gerannt. Noch sind zwei, drei Wellenkreise verronnen und eine dicke Kröte hat den Wenzel mit ihren traurigen Goldaugen angeklotzt. Vom Schwanda hat man nichts mehr gehört.
Nach dem Muster in der Kirche haben die Strakonitzer ihre Dudelsäcke gemacht und haben die Welt durchzogen. 's werden ihrer nicht mehr viele sein. Wie die alte Kuhhaut hinterm Altar hat zu stinken angefangen, da hat man sie hinausgeworfen, sonst wär sie heut noch dort.

Der Schlafhändler

Von Oscar A. H. Schmitz

Meine Freunde hatten mir zu meinem hundertsten Geburtstage ein kleines Fest gegeben. Spät nach Mitternacht verließ ich das Montmartre-Restaurant, in dem seit 75 Jahren die Überlebenden einer fröhlichen jugendlichen Tafelrunde immer wieder von Zeit zu Zeit zusammenkamen. Trotz meines Alters bin ich der Gewohnheit treu geblieben, die nächtlichen Straßen von Paris zu Fuß zu durchwandern.

Ich war an jenem Abend von den großen Boulevards auf den Boulevard Sebastopol gekommen und befand mich vor dem Chatelet, als mich die Müdigkeit zwang, einen Augenblick auf einer Bank zu ruhen. Ich liebe es, den Heimweg in die Länge zu ziehen, um die Bettruhe möglichst abzukürzen, denn ein Fluch des Alters ist es, daß es so wenig Schlaf braucht, daß ihm jenes Allheilmittel für die Sorgen, Verstimmungen, Melancholien und die Langeweile des Daseins fehlt. Es wäre mir wie eine Rückkehr der Jugend erschienen, wenn ich wieder einmal jene tierhafte Müdigkeit hätte spüren dürfen, die einen jungen Körper wie einen toten Gegenstand, alles vergessend, ins Bett wirft. Aber das Alter kennt keine wahre Müdigkeit, von der es immer ein Ausruhen gibt, es kennt nur Schwäche und Gebrechlichkeit, die keine Nacht heilt.

Plötzlich kam mir ein unbestimmtes Gefühl, als hätte ich den jetzigen Augenblick schon einmal erlebt ... die Bank ... den Blick unter die Bäume des Platzes ... die fast menschenleere Straße, die auf die Brücke mün-

dete ... In diesem Augenblick setzte sich jemand zu mir; genau so war es damals gewesen. Ohne mich bestimmter Einzelheiten entsinnen zu können, war mir, als ob ich an süße, glückliche Erinnerungen meiner Jugend rührte, und dann entsann ich mich eines unbekannten Mädchens, das sich damals neben mich auf die Bank gesetzt und mir halb weinend eine Geschichte von einem Liebhaber erzählt hatte, dem sie mitten in der Nacht davongelaufen sei.

Und dann erinnerte ich mich wieder, wie sie mit der natürlichen Dialektik der Leidenschaft und der unangreifbaren Logik des Gefühls ein Plaidoyer ihrer Handlungsweise entwickelte, das immer wieder in den Worten gipfelte, sie sei ein gutes, ja ein nur allzu gutes Mädchen, das vieles von einem geliebten Manne hinzunehmen im Stande sei, bis ein bestimmtes Maß erreicht ist, dann verwandele sich all ihre Güte und Fügsamkeit in plötzliche Wut und beleidigten Stolz. Diesen Augenblick hatte sie lange kommen sehen, aber trotz ihrer flehentlichen Warnungen habe ihr Geliebter heute im Uebermut die Szene verschuldet, die sie zur endgültigen Flucht von ihm bewog.

„Und was wollen Sie jetzt tun?" fragte ich, hingerissen von der natürlichen Beredsamkeit und mutigen Entschlossenheit des jungen Geschöpfes. Es war dann eine Nacht gefolgt, in der ich sie durch Vergnügungen zu betäuben und ihren Schmerz zu verscheuchen suchte.

Auf diese Nacht folgten andere ähnliche. Das unruhige, lebhafte Wesen zwang mich, den in Paris noch fast fremden Jungen, mit ihr die ganze Stadt zu durch-

kreuzen und ihre nächtlichen Seltsamkeiten aufzusuchen. Aus den spiegelhellen Luxusrestaurants trieb sie mich in die unterirdischen Verbrecher- und Zuhälterkeller. Einmal führte sie mich zu ihrer Familie in ein kleines Arbeiter-Interieur in Menilmontant und dann wieder in das pompöse Atelier eines Modemalers, wo sie ebenso zu Hause war, wie bei den Generalproben der Boulevard-Theater oder auf dem Sattelplatz beim Rennen.

Ich hatte bisher nur die dürftigen Freuden des Quartier latin-Studenten genossen, das große Paris rechts der Seine war mir wie ein purpurner Traum gewesen, aber Paulette riß mich mit mächtigem Griff in dieses Leben hinein, um mich eines Tages mit eben solcher Plötzlichkeit zu verlassen, wie meinen unglücklichen Vorgänger.

Ich brauchte Jahre, um den Schmerz meiner Einsamkeit ganz zu überwinden, ich hätte ihn vielleicht nie überwunden, wenn ich fortgefahren hätte, andere Frauen an Paulette zu messen aber bald wurde sie mir in der Erinnerung wie ein immaterielles Wesen, wie der Dämon dieser Stadt Paris, den ich wie im Traume umarmt hatte, und ich lernte mich begnügen, in andern Frauen nur einen Abglanz von ihr zu sehen. Oft besuchte ich in Nächten des Vergnügens, mit andern Frauen am Arm, die Orte, wohin mich einst Paulette geführt, ich lebte in der nicht ganz eingestandenen Hoffnung, ihr einmal zu begegnen.

Aber niemals sah ich sie wieder, nur einmal glaubte ich sie unbestimmt zu erkennen. Es war in einem

Haus in dem Gassengewirr der Altstadt. Dort hielt ein gewisser Sirotin ein Parterrelokal offen, in dem er für drei Sous Stühle an Obdachlose vermietete; die konnten dort, mit den Armen und dem Kopf über lange Tische gebeugt, von Mitternacht bis vier Uhr schlafen. Um vier Uhr läutete eine Glocke und scheuchte die Schläfer auf. Dann kamen andere, die für denselben Preis den Rest der Nacht hier verbringen durften. Mancher zog in der Schlaftrunkenheit weitere drei Sous hervor, um seinen Platz behalten zu dürfen, ein ökonomischer Exzeß, den er vielleicht während eines hungrigen Tages zu bereuen hatte.

Die Jugend, die sich amüsiert, gönnte sich manchmal den Kitzel, um vier Uhr zu Sirotin, dem Schlafhändler zu gehen, um die Ablösung der Schläfer zu beobachten. Oft hatte mich Paulette hierher geführt, vielleicht um ihr schönes, weiches Bett nachher um so mehr würdigen zu können. Dort hatte es mir später einmal nachts geschienen — ich hatte ein kleines indifferentes Mädel bei mir, das noch nie hier gewesen war —, als ob Paulette am Arme eines Herrn an dem entgegengesetzten Ausgang hinauseilte in dem Augenblick, als ich eintrat. Sonst hatte ich nie mehr eine Spur von ihr gefunden; wenn sie noch lebte, mußte sie wie ich fast hundert Jahre alt sein.

Während ich diesen Gedanken nachhing, bemerkte ich, daß sich ein altes Mütterchen neben mich auf die Bank gesetzt hatte, das offenbar den günstigen Augenblick abwartete, um ein Almosen zu bitten. Ich weiß nicht

mehr, wie wir in ein Gespräch kamen, sie wunderte sich nicht wenig, einen alten Herrn wie mich zu dieser Nachtstunde auf einer Boulevardbank sitzen zu sehen, da es mir an einem Obdach doch wohl nicht fehlen konnte.

Mit der Vertraulichkeit, die das Alter — ebenso wie die Kindheit — schafft, erzählte ich ihr, daß der Schlaf mein Lager schon lange floh.

Sie lachte mit einer Art Galgenhumor auf. „An Schlaf sollte es mir nicht fehlen," sagte sie, „wenn ich nur ein Obdach hätte." Und nun entfaltete sie mir ein schreckliches Bild ihrer Armut. Die alte Geschichte: einst war es ihr gut gegangen. „Ja, mein lieber Herr, ich bin in Seide und Spitzen gegangen und ich habe Champagner getrunken, aber alle sind sie tot, mit denen ich das Leben genossen habe; keine Freunde, keine Verwandten mehr; wenn sie mich nur wieder einmal bewußtlos von der Straße aufleſen wollten, dann käme ich wieder in's Spital. O, im Spital ist es schön, Herr, da gibt's weiche, weiße Betten, da kann man seine alten Glieder ausstrecken und bei Tag schwatzt man mit den Andern, die einem erzählen, was ihnen das Leben angetan hat. Ach, wenn ich nur wieder einmal ausschlafen könnte."

Ich gab ihr etwas Silber, damit sie in einem der nahen Schlafhäuser ein Obdach fände.

„O nein, Herr," sagte sie mit dankbarem Blick, „das gebe ich nicht alles für mein Nachtquartier aus, das muß ein paar Tage reichen. Jetzt gehe ich zum Sirotin, dem Schlafhändler, und schlafe ein wenig für drei Sous."

Wie beneidete ich dieses Weib, das nun für meine drei Sous Schlaf kaufen ging. Sie stand auf; ich weiß nicht, was für eine unerklärliche Macht mich trieb, ihr zu folgen. Mir kam es vor, als sei die Alte meine Paulette. Jahrzehnte lang war ich nicht bei Sirotin gewesen, aber nichts hatte sich dort verändert, nur statt des alten Sirotin stand heute ein junger Mann, vermutlich sein Enkel, beim Eingang, dem Großvater ähnlich in seiner feisten Gesundheit und sichtlichen Selbstzufriedenheit. Die Sirotins sahen alle aus wie gut ausgeschlafene Leute. Ich beobachtete, wie die Alte ihre drei Sous dem Manne gab und sich an die Reihe der Schläfer anschloß.

Ich mußte tun wie sie, ich setzte mich auf einen Stuhl neben sie, legte meine Arme auf die Tischplatte, beugte den Kopf darüber, rings um mich schnarchten und stöhnten die Ausgestoßenen, die Obdachlosen, die Niedrigsten der Armen. Und o Wunder! ich fühlte, was ich seit 25 Jahren nicht gefühlt: eine schwere, süße Müdigkeit legte sich mit starken Armen um mich, ich sank in das Wolkenreich des Halbtraums, in das nur noch schwache Scheine der Wirklichkeit fielen — noch ein wenig weiter und vollkommenes Unbewußtsein, das Selbstvergessen eines kräftigen Schlafes würde mich umfangen.

Ich sah den Großvater Sirotin, in graue Schatten gehüllt, aus der Wand treten, hinter ihm seine Söhne und Enkel, darunter den jetzigen Besitzer, alle in spinnwebartigen, wie in der Luft zerfließenden, silbergrauen Gewändern. Sie schöpften aus einer riesenhaften Weiß-

blechtruhe in Kübeln eine wolkig silbrige Substanz, dann schlichen sie unhörbar hinter den Reihen der Schläfer her und bestrichen oder begossen die armen, müden Köpfe mit dem wolkigen Stoff. Der Großvater Sirotin beobachtete diese Vorgänge und schien darauf bedacht zu sein, daß keiner zu kurz käme! Er winkte einen der Söhne heran und machte ihm ein stummes vorwurfsvolles Zeichen, daß hier ein rothaariger Krüppel zu viel, dort ein dünnes altes Männchen zu wenig Schlaf erhalten habe. Dann wurde mit einem sanften Handgriff dem Einen genommen und dem Andern gegeben. Ich selbst verlor bald das Bewußtsein in tiefem, glücklichem Schlaf.

Als ich aufwachte, lag ich in einem kleinen weißen Zimmer, ein blonder Herr mit Brille stand bei mir und sprach mit einer Art Nonne. Ich weiß nicht, warum diese beiden Menschen mich geweckt haben. Sie behaupteten mit kalten spitzen Stimmen, es müßte Sonne und Licht ins Zimmer, sie ließen mich von einem jungen Menschen, der mich hart anpackte, anziehn und in einem Tragstuhl in den Garten bringen. Sie quälen mich mit Fragen und untersuchen meinen Körper. Ich aber will schlafen. Sie sollen mich wieder zum Sirotin bringen, dem guten Sirotin, der den besten Schlaf von Paris verkauft, aber sie lassen mich nicht fort und allein finde ich jetzt nicht hin. Wenn doch die alte Paulette wiederkäme und mich holte. Wie gerne gäbe ich ihr mein weißes, weiches Bett für einen Stuhl zu 3 Sous bei Sirotin. Sie sehnt sich nach einem solchen Bett, aber mich flieht hier

wieder der Schlaf, seitdem sie mich aufgeweckt haben, und es bleibt mir nichts anderes zu tun, als in diesen trostlosen Nächten mein seltsames Erlebnis aufzuzeichnen.

Da kommt mir ein Einfall: ich werde diese Blätter an Monsieur Sirotin, Schlafhändler in Paris, schicken, vielleicht kommt er dann und holt mich selbst mit seinen silbergrauen Söhnen und Enkeln.

Geschichte aus dem „Goldenen Spiegel"

(Erzählung in einem Rahmen)

Von Jakob Wassermann

Der Tempel von Apamea

Unter der Regierung der Söhne Konstantins wurde allenthalben im römischen Reich, namentlich aber in Syrien und Kleinasien das Heidentum nach Kräften ausgerottet.

Es lebte damals in der Stadt Epiphaneia ein Jüngling mit Namen Chariton. Er stand völlig allein in der Welt; sein Vater, seine Mutter und seine drei Brüder waren in einem blutigen Gemetzel von den Christen erschlagen worden. Er war noch ein Knabe gewesen, als sich dies ereignet hatte, und ein nazarenischer Priester hatte ihn gerettet und mit der heiligen Taufe versehen.

Als er heranwuchs, neigte sich sein Herz mehr und mehr den Göttern seiner Vorfahren zu, und während er die Regeln des aufgedrungenen Glaubens dem Scheine nach befolgte, war er im geheimen von Schmerz erfüllt über die Schändung und Zerstörung der Tempel. Nicht als Haß konnte man bezeichnen, was er gegen die Religion des Heilands empfand, nicht als Frömmigkeit, was ihn trieb, unablässig im Lande herumzuwandern und die alten, geweihten Stätten aufzusuchen; er war kein Held, kein Krieger, er hatte nichts von einem Fanatiker, nichts von einem Prediger, er war ein einfacher Mensch, schön allerdings wie ein Apoll, aber das Besondere an ihm war, daß seine Seele gleichsam im innersten Kern der Natur wohnte. Der Wind sprach zu ihm mit Stimmen; das Wasser war ein Wesen, der Baum ein fühlendes Geschöpf,

die Nacht hatte ein Gesicht für ihn, und was seit Jahrtausenden von Jahren die Fantasie der Ahnen, die Träume der Hirten und Dichter an genienhaften Gestalten erzeugt, das war für ihn wirklich, das lebte in Busch und Fels, in den Blumen und in den Wolken.
Sein liebster Aufenthalt war der Zypressenhain, in welchem der Tempel von Apamea lag; tausende von Adern des reinsten Wassers, die von jedem Berg niederrieselten, bewahrten das Grün der Erde und die Frische der Luft, und ein Strom von Prophezeiung, an Ruhm und Untrüglichkeit mit dem delphischen Orakel wetteifernd, entsprang der castalischen Quelle der Daphne. Der Tempel, obwohl längst verlassen und beraubt, war eines der herrlichsten Gebilde des götterfrohen Griechenvolkes, zart trotz seiner Größe, von zauberischer Harmonie der Formen und seltsam gelenkig, ja anscheinend belebt, dank jener erlauchten Imagination und Schöpferkraft, die eine Steinmasse in einen Organismus zu verwandeln wußte.
Eines Tages nun zog eine Horde von mehr als fünfhundert Mönchen von Antiochia heran, in Vernichtungswut versetzt durch ihren Anführer, der sich Bruder Simeon nannte, und der sie in einer ekstatischen Rede aufgefordert hatte, den altberühmten Tempel von Apamea der Erde gleich zu machen. Es waren Zönobiten und Anachoreten, jene frommen und rasenden Schwärmer, deren Ehrgeiz es war, den Menschenleib in den Zustand des Tieres herabzuwürdigen, deren Glieder unter martervollen Gewichten von Kreuzen und Ketten abstarben, und deren Sinne betäubt waren durch Wahn-

bilder, denn sie glaubten die Luft von unsichtbaren Feinden, von verzweifelten Dämonen bevölkert. Scheu blickten sie an den schimmernden Marmorsäulen empor, um deren Kapitäle kleine Vögel in lautloser Ängstlichkeit schwirrten. Architrav und Fries waren einer riesigen Stirn ähnlich, über die ein Schatten olympischen Unmutes zu schweben schien; die Rinnen zwischen den Metopen sahen aus wie Zornfalten, und eine von der Abenddämmerung umflossene Statue im Portikus schaute verächtlich nieder auf den Haufen verhungerter, bleicher, hohläugiger, halbnackter Männer.

Diese legten nach kurzer Beratung Feuer in die Cella; das Dachgebälk und alles was den Flammen sonst Nahrung bot, verbrannte während der Nacht, und am Morgen war der Marmor der Säulen und Kranzleisten an vielen Stellen geschwärzt, aber der ganze Bau stand noch in gleicher triumphierender Wucht. Die Mönche zerhieben und zerschmetterten zunächst alles, was sie noch an Statuen, Opfergärten und beweglichem Zierat fanden, dann fällten sie alle Zypressen und benutzten sie als Prellbäume, um die vierundsechzig Säulen zu stürzen. Es war umsonst; keine der Säulen zitterte auch nur unter ihren leidenschaftlichen Bemühungen, vergeblich waren ihre Beschwörungen, ihre Bannflüche, ihre Gebete, das Schlagen mit den Äxten, — es war, als ob Ratten eine Festungsmauer niederwerfen wollten.

In der Nacht kam Chariton mit seiner Flöte von den Bergen herab, und schon aus weiter Ferne vernahm er das Geschrei der Mönche und den Lärm ihrer Werk-

zeuge. Seit vielen Tagen war seine Seele von Bangigkeit beladen, der Schlaf hatte ihn geflohen, er spürte, daß sich im Schoß der Erde geheimnisvolle Kräfte sammelten, aber jetzt, während er dahinging, schien es ihm, als ob er diese Kräfte zwingen könne, als harrten sie nur seines Willens und seines Wortes. Dieses Bewußtsein rief eine stumme Verzückung in ihm hervor, und er war von dem Glauben durchdrungen, daß ihn die Götter mit der überirdischen Fähigkeit ausgestattet, um dem Zustand einer Welt ein Ende zu machen, die sich nur noch im Leiden gefiel. „Wie Prometheus einst das Feuer zu dem Menschen getragen hat, so will ich es wieder zu euch zurückbringen, ihr Götter," betete er, und sein ganzer Körper zuckte unter dem Einfluß der dumpfempfundenen Gewalten, von denen der Raum zwischen Himmel und Erde erfüllt war. Doch regte sich kein Gras, kein Blatt, keine Wolke, selbst die Mönche waren still geworden, als er sich genaht und kauerten unheimlich um den Tempel. Chariton trat lautlos unter die Säulen; es war ihm bekannt, daß eine unter ihnen hohl war, auch der Zugang war ihm vertraut; er hob eine Platte und verschwand unter dem Boden, dann stieg er eine Treppe im Innern der Säule empor, bis er zu einer Öffnung gelangte, die von Außen nicht sichtbar war, und die als Schallloch diente.

Nun fing er an, seine Flöte zu blasen; die Mönche, von denen viele bereits schliefen, erhoben sich und folgten den Tönen, die lockend und traurig waren. Es war ihnen unerklärlich, woher die Musik kam, nicht

einmal über die Richtung vermochten sie einig zu werden, immer mehr strömten herzu, sie bekreuzten sich, viele weinten und sanken auf die Kniee, und plötzlich wurde die Dunkelheit zur tiefsten Finsternis, das Firmament schien zu bersten, die Säulen schwankten, ein furchtbarer Schrei brach aus hunderten von Kehlen, Quader um Quader löste sich, die Blöcke polterten krachend herab, und ein Steinmeer begrub sie alle, die gekommen waren, um für den Gekreuzigten gegen einen Tempel zu streiten.

Jahrzehnte-, jahrhundertelang betrat kein menschlicher Fuß diese Trümerstätte, auch meilenweit im Umkreis war das Land wie verzaubert. Die Wanderer, die in der Nacht vorüberzogen, hörten Flötentöne aus den Ruinen dringen, eine sanfte, melodische Klage, bei der sie schauderten, und die nur die Tiere mit rätselhafter Gewalt anzog, den Wolf, den Schakal, die Antilope und die wilde Katze. Und über den gebrochenen Säulen entstand ein üppig wucherndes Pflanzenleben, dergleichen man nie zuvor und an keinem andern Ort gefunden, und zu jeder Zeit des Jahres blühten die Rosen in solcher Fülle, daß von dem Marmor nichts mehr zu sehen war und die Hand, die ihn hätte entblößen wollen, von den Dornen zerfleischt worden wäre.

In meinem Verlag erschienen:

August Strindberg

Neue Sonderausgaben

Eine Friedensnovelle

Geh. Mk. 4.–, geb. Mk. 6.–

*

Fabeln

Geh. Mk. 7.50, geb. Mk. 10.50

*

Märchen

Geh. Mk. 7.50–, geb. Mk. 10.50

*

Die Inselbauern

oder die Leute auf Hemsö

Geh. Mk. 5.25, geb. Mk. 7.50

*

Heiraten

zwanzig Ehegeschichten

Geh. Mk. 7.50, geb. Mk. 10.50

Georg Müller Verlag / München

Schriften von Georg Ruseler:

Die Stedinger. Trauerspiel. 4. Aufl., 1 M., geb. 2 M.

Nathans Zweifel. Alttestamentliches Trauerspiel. 1 M., geb. 2 M.

In Hölle u. Schattenreich. Liter. Teufeleien. 75 Pf.

Michael Servet. Trauerspiel. 1.50 M., geb. 2.50 M.

König Konradin. Trauerspiel. 1.50 M., geb. 2.50 M.

Graf Anton Günter od. Tilly in Oldenburg. Geschichtl. Lustspiel. 1. M., geb. 2 M.

Gedichte. (Erhielten den Augsburger Schillerpreis.) 2 M., geb. 3 M.

(Diese 7 Bücher b. J. W. Acquistapace, Varel i. Oldenburg.)

Der Wunderborn. Niedersächsisch-friesische Balladen. (Schünemann, Bremen.) 2 M., geb. 3 M.

Die Schuhe der Prinzessin. Märchenlustspiel. (Verlag des Verfassers, Oldenburg.) 1.50 M.

Der Verräter. Geschichtl. Erzlg. (In „Bunte Bücher", Enßlin & Laiblin, Reutlingen.) 10 Pf.

Heiner im Storchennest. Märchen. (In „Blaue Bücher", Schaffstein, Köln), 80 Pf.

Gudrun. Schauspiel. (Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg.) 2 M., geb. 3 M.

Die gefährlichen Jahre. Lustspiel (mit J. Wiegand.) (Verband deutscher Bühnenschriftsteller, Berlin.) 2 M.

Friesenheimat. Gedichte zu Zeichnungen E. Höfers. (Ad. Heine, Friesenverlag, Wilhelmshaven.)

Bisher erschienene Werke von

Karl Ettlinger („Karlchen")

Im Verlag von Georg Müller, München:

Das Tagebuch eines Glücklich-Verheirateten
Unsere Donna
In Freiheit dressiert (Humoresken)
Marquis Bonvivant
Streifzüge eines Kreuzvergnügten
Kraut unn Riewe
Fräulein Tugendschön, die edle Gouvernante
Aus fröhlichem Herzen (Humoresken und Satiren)
Lieder eines Landsturmmannes
Unschenierte Gedichtcher (Von eme alde Frankforder)
Grandebouche und Lausikoff
Lausikoff lügt weiter
Grandebouche sucht Spießgesellen
Die Hydra (Lustspiel)
Das Beschwerdebuch (Komödie)
Scherzo (Einakter)
Der Kanuff und andere Humoresken

Im Verlag Dr. Paul Langenscheidt, Berlin:

Ovids Liebeskunst
Das kommt vom Sekt

Im Verlag v. Egon Fleischel & Co., Berlin:

Der neue Martial:

Im Verlag von Louis Lamm, Berlin:

Moritzchens Tagebuch

Im Verlag von Ullstein & Co., Berlin:

Mister Galgenstrick
Benno Stehkragen

Von Frances Külpe liegen folgende Werke vor:

Mutterschaft. Roman.

Der Schmerzenssohn. Roman.

Rote Tage. Baltische Novellen.

Die Insel des Lebens.
Märchen und Phantasien.
Verlag S. Schottländer, A.-G., Breslau.

*

Der Silbergarten. Novelle.
Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig.

*

An der Wolga.
Verlag Heinrich F. S. Bachmair-Berlin.

*

Doppelseele.
Kinder der Liebe. } Romantrilogie.
Ring.

Wege der Liebe. Novellen.

Das blaue Feuer,
die Geschichte einer Berufung.
Georg Müller Verlag, München.

Im Verlag von L. Staackmann in Leipzig erschienen folgende Schriften von

Rudolf Greinz

Die Stadt am Inn. Roman. 21. Tausd., geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Äbtissin Verena. Roman. 17. Tausend, geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Gertraud Sonnweber. Roman. 18. Taus., geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Allerseelen. Roman. 28. Tausend, geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Das Haus Michael Senn. Roman. 17. Tausend, geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Das stille Nest. Roman. 22. Tausend, geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Aus 'm heiligen Landl. Lustige Tiroler Geschichten. 14. Tausend, geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Auf der Sonnseit'n. Lustige Tiroler Geschichten. 15. Tausend, geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Unterm roten Adler. Lustige Tiroler Geschichten. 13. Tausend, geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Die kleine Welt. Tiroler Dorfgeschichten. 10. Tausend, geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Rund um den Kirchturm. Lustige Tiroler Geschichten. 14. Tausend, geh. M. 4.50, geb. M. 6.50.

Krähwinkel. Lustige Kleinstadtgeschichten. 10. Taus., geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

Im Herrgottswinkel. Lustige Tiroler Geschichten. 11. Tausend, geh. M. 4.—, geb. M. 6.—

Tiroler Bauernbibel. 16. Tausend, geh. M. 3.50, geb. M. 5.—

Das goldene Kegelspiel. Neue Tiroler Geschichten. 9. Tausend, geh. M. 4.—, geb. M. 6.—

Bergbauern. Lust. Tirol. Gesch. 9. Taus., geh. M. 4.— geb. M. 6.—

Die Schellenkappe. Lust. Historien. 5. Taus., geh. M. 3.—, geb. M. 5.—

Hin ist hin! Lustige Marterln. 7. Taus., geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Marterln u. Votivtaferln d. Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel. Mit Buchschmuck v. Arpad Schmidhammer. Kart. M. 3.—

Die eiserne Faust. Marterln auf unsere Feinde. 10. Tausend, kartonniert M. 1.—

Die Thurnbacherin. Drama in 3 Akten. 2. Tausend, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Die Vergangenheit. Schauspiel in 3 Akten, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Von Hugo Engelbert Schwarz
erschien:

Ein wahrhaft glücklicher Mensch.

Lustspiel in drei Akten.

Verlag Otto Eisenschitz, Wien 4.

Von Paul Zifferer erschienen folgende Werke

bei Meyer & Jessen, Berlin:

»Das Kleid des Gauklers«, Novellen, 4. Auflage.

»Die helle Nacht«, ein dramatisches Gedicht.

*

Bei S. Fischer, Berlin:

»Die fremde Frau«, Roman, 6. Auflage.

»König Davids Saitenspiel«, Komödie.

LIBRARY
MAR
10
1981
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 03 03 04 017 6